Paed. Pr.
3691.

Pr. 3691

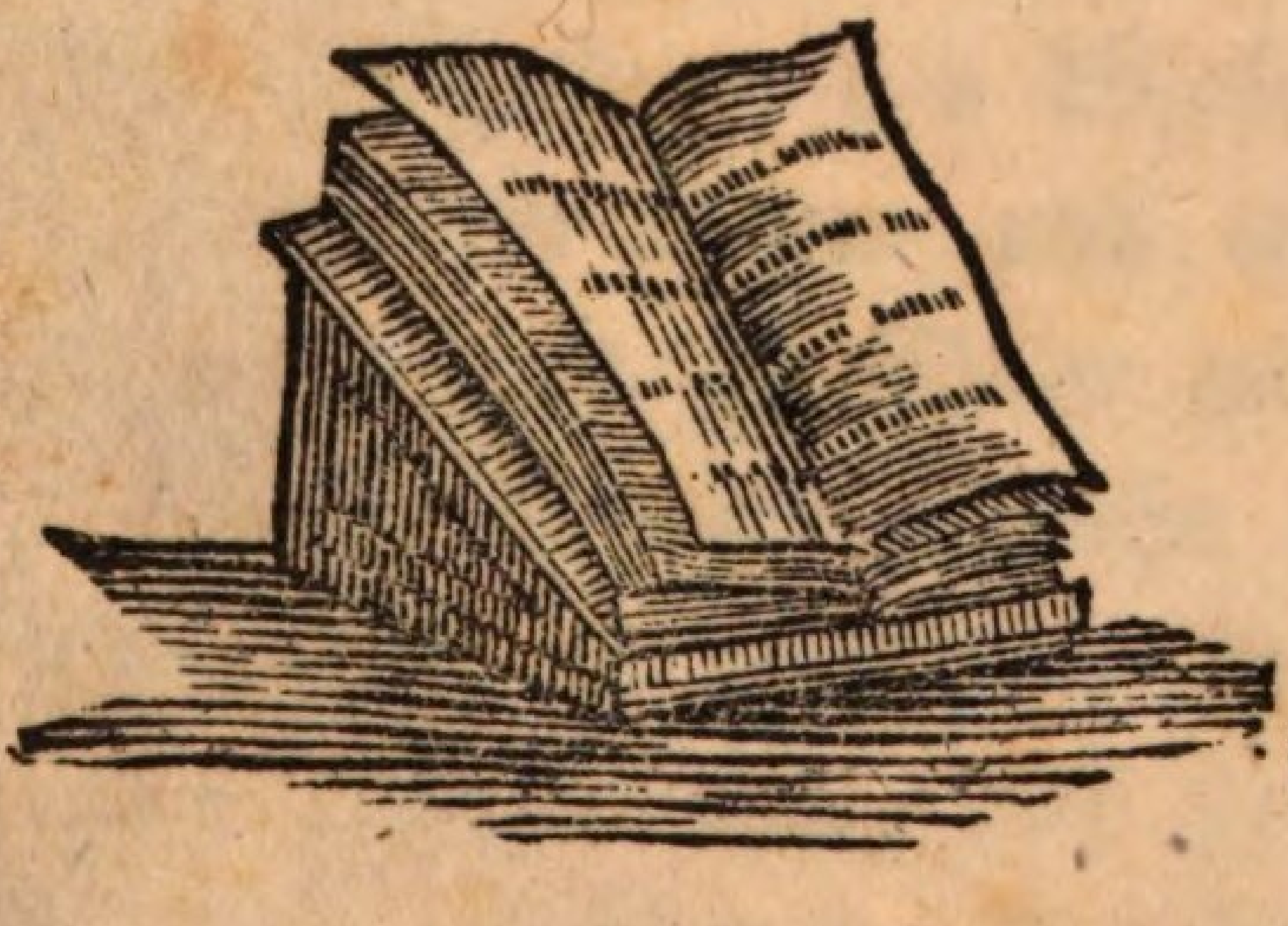
Tempel der Natur

zur

Erkenntniß und Verehrung Gottes.

Ein Lesebuch

für Haus und Schule.



(Preis: 15 kr.)

München, 1830.

Bey Ign. Joseph Lentner.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort
an Volks- und Schulfreunde.

Folgende Bogen sind aus einem größern Werke des ehrwürdigen Fenelon's ausgehoben, worin dieser eben so fromme, als gelehrte und beredte Mann, das Daseyn Gottes gegen die ungläubigen Weltweisen der ältern und neuern Zeit zu erweisen sich bestrebt hat.

Diejenige Abtheilung des Werkes, welche jenen Beweis aus der Natur und ihren wundervollen Erscheinungen zu führen unternimmt, zeichnet sich besonders durch einfache und klare Erörterungen dieses Gegenstandes in der Art und bis zu dem Grade aus, daß sie, als ein anschauliches und lebendiges Gemälde, selbst solchen Lesern verständlich und erbaulich zu seyn schien, die, ohne wissenschaftliche Vorbildung, die Natur des Weltalls und des Menschengeistes in ihren nächsten und auffallendsten Erscheinungen erfassen können — und darum auch

nur so fern erfassen sollen, als dadurch ihr Geist zur aufmerksamen Betrachtung der sichtbaren Schöpfung hingeleitet, und ihr Gemüth zur gläubigen, dankbaren und vertrauensvollen Empfindung des unsichtbaren Schöpfers angeregt wird. Dieser Zweck, der die Erkenntniß und Verehrung Gottes zur Absicht hat, muß ohnehin, im Leben wie in der Schule, überall der erste und letzte seyn; und darum dürfte dieses Büchlein besonders auch in jeder Elementar-Schule mit großem Nutzen gebraucht werden, vorausgesetzt, daß der Lehrer mit erklärenden und ergänzenden Bemerkungen da, wo es Noth thut, der Unkenntniß und dem Unvermögen der Kinder zu Hülfe kommt. Wenigstens möchte für sie, auch in realistischer Hinsicht, immerhin noch ungleich mehr Vortheil erwachsen, als dadurch, daß man ihrem Gedächtnisse eine endlose Reihe von Benennungen vorhält, oder ihrem Verstande unverständliche Erklärungen der Natur, ihrer Producte und Erscheinungen einprägt. Nur was geistig dargeboten und aufgefaßt wird, spricht den Geist an, und erweckt und fördert und erhält sein innerstes Leben und Wesen.

I. Das Weltall.

In dieser sichtbaren Schöpfung, welche wir die Welt nennen, müssen wir beym ersten Anblick die wundervolle Kunst anstaunen, die uns überall entgegen strahlt. Alle Werke darin haben eine solche Beschaffenheit, daß wir sogleich eine Hand wahrnehmen, die keine menschliche, sondern eine solche ist, die alle unsere Macht und Begriffe übersteigt; alle Werke weisen uns auf Etwas hin, das mit unendlicher Kraft und Einsicht alles Sichtbare und wohl auch Unsichtbare hervorgebracht, und zu zahllosen, vernünftigen Zwecken gestaltet haben muß.

Verweilen wir sogleich bey einem großen Gegenstande, der zuerst unsere Blicke auf sich zieht: es ist der Bau des Weltalls und seine allgemeine Einrichtung. Wir haben vor uns diese Erde, die uns trägt; wir schauen das unermeßliche Gewölbe des Himmels, so uns umgibt; wir bemerken das endlos ausgespannte Zelt der Luft, und die Abgründe der Wässer, zwischen welchen wir uns befinden; endlich jene zahllosen Heere von Gestirnen, die unsern irdischen Wohnplatz erhellen: „Welch ein staunenswürdiges Schauspiel himmlischer und irdischer Dinge!“ ruft unwillkührlich das menschliche Herz aus, das gegen solche Eindrücke noch nicht ver-

härtet ist. Aber freylich betrachtet mancher Mensch diese Gegenstände nicht aus solch erhabenem Gesichtspunkte. Viele, die ohne Ueberlegung dahin leben, denken nicht weiter, als an die nächsten Räume, die sie umgeben, und zwar nur in Bezug auf die Befriedigung ihrer sinnlichen Bedürfnisse, was die vernunftlosen Thiere auch thun. Die Erde ist ihnen keiner größern Beachtung werth, als ihr Zimmerboden; und die Sonne, deren herrlicher Glanz am Tage strahlt, sehen sie höchstens für ein brennendes Licht an, das wie eine Lampe oder Kerze ihre Nacht beleuchtet. Ihre Betrachtungen schränken sich auf den ärmlichen Raum ein, worin sie ihr Tagwerk mechanisch vollbringen. Hingegen wird der weisere Mensch, welcher gewohnt ist, über Alles tiefer nachzudenken, seine Blicke viel weiter hinauslenken, und mit einer zweckmäßigen Wißbegierde die fast endlosen Abgründe der Wunder Gottes, wovon er sich von allen Seiten umgeben sieht, in Betrachtung ziehen! Ein solcher Blick wird seinen Geist über Vieles aufklären, und ihm den rechten Standpunkt angeben, worauf er sich hienieden befindet. Sieht er sich auf dem Schauplatze der unermeßlichen Schöpfung gestellt, so wird ihm das größte Königreich hienieden nur wie ein kleiner Erdwinkel erscheinen; diese Erde selbst wird seinen Augen als ein ärmliches Pünktlein in jener Masse leuchtender Welten vorkommen, die in diesem unendlichen Raume wie Sandkörner dahin gesäet sind. Alles wird ihm im Weltall wichtiger dünken, als er es bisher angesehen hat; und jedes Einzelne darin wird ihn auf den Zusammenhang des Ganzen führen; er

wird diese Einrichtung der Natur weise und wunderbar finden: er wird staunen müssen, daß auch er sich dahin versetzt sieht, ohne zu wissen wie. O wie viele Antriebe sind dieses nicht, um Dich, Unbegreiflicher! aufzusuchen; uns in Dir zu erkennen, Dich immer eifriger zu lieben, und nur in Deiner Liebe sich vollkommen glücklich zu fühlen!

II. Die Erde.

Wer hat wohl unter den zahllosen Sphären, die über unsern Scheitel dahin glänzen, auch unsere Erdkugel in's Freye hingehängt, daß sie in ihrem Raume schwebe, fest, und ohne Stützen? Wer hat ihre Fundamente gelegt, worauf so viele Lasten ruhen, so viele Lebenskräfte sich entwickeln sollten? Welche Hand vermochte ihren Bau zu gründen? und wessen Geistes Hauch konnte sie befruchten? Wenn das keine Menschenkraft, und kein erschaffenes Wesen vermochte, wer hat Alles dieses gethan, wenn nicht Du, allmächtiger Gott! ohne den kein Funke leuchten, kein Würmchen leben würde? —

Nichts scheint, dem ersten Anblicke nach, geringer und schlechter zu seyn, als die Erde; selbst die elendesten, unwürdigsten Menschen dürfen sie mit Füßen treten: und dennoch ist es gerade nur sie, für welche die größten Schätze hingegeben werden, um sie zu besitzen! Laßt uns ihr Wesen näher in Erwägung ziehen! — Wäre die Erde härter, undurchdringlicher als sie wirklich ist, so könnten wir ihren Schooß nicht öffnen, und sie nicht bebauen. Wäre sie minder fest, so könnte sie uns, und andere

Lasten nicht tragen; sie würde überall leicht einsinken, wie man in ihrem Staube oder Schlamme ausgleitet und sinkt. Die Erde ist's, aus deren unerschöpflichem Schooße man seit Jahrtausenden hervorholt, was nur immer Köstliches gefunden werden kann. Diese, an sich so ungestaltete Masse, diese schlechte grobe Erde, nimmt dennoch auch alle mögliche Formen an, wozu sie Natur und Kunst ausbilden; und sie ist es, die von Zeit zu Zeit mit allen Gaben uns versieht, die wir ihr zu unserer Erhaltung abverlangen. Dieser so schmutzige Erdklotz verwandelt sich in tausend schöne Gegenstände, die unser Auge entzücken! Schon in dem Laufe eines einzigen Jahres bringt er Zweige und Blätter, Blüthen und Früchte, so wie neue Samenkörner, um seine freygebigen Geschenke zu Gunsten des Menschen für's Zukünftige fortsetzen zu können. Nichts erschöpft seinen Reichthum; je mehr man seine Eingeweide durchgräbt, desto ergiebiger werden sie: wahrlich, „Die Erde ist durch des Herrn Hand segensvoll!“ —

Dieser Segen ist fortwährend, wie die Huld desjenigen, der sie erschuf! Nach so vielen hingeschwundenen Jahrhunderten, während welchen sie die reichlichste Ausbeute jeder Art uns überlieferte, sieht man sie noch nicht abgenützt. Man sieht ihr kein Alter an, keine Schwäche; ihr Inneres ist noch voll an Schätzen jener Gattung, wie man solche vor uns eingeärntet hat. Unzählige Geschlechter haben schon in ihrem Schooße gelegen, an ihren Brüsten gesaugt, und sind dahin geschwunden; sie, diese Mutter Erde ist noch vorhanden! Alles altert, nur sie nicht;

denn sie verjüngt sich mit jedem Frühlinge! Sie verfehlt ihre Pflichten gegen die Menschen nie; wohl aber verfehlen diese thörichten Menschen gar oft ihre Vortheile wider sich selbst, da wo sie es verabsäumen, die Erde zu bebauen. War einst der Fluch über diese Erde ausgesprochen, daß sie uns Distel und Dorne hervorbringen sollte, so verwirklichen die Menschen allein diesen Fluch durch ihre Trägheit, ihre Ausschweifungen und Unordnungen aller Art. Aber unter der Hand der Fleißigen und Einsichtsvollen wird sie jeden Schweistropfen mit der reichlichsten Fruchtärnte, mit der köstlichsten Weinlese, oder dem fettesten Viehzustande tausendfach segnen und vergüten! —

III. Fortsetzung.

Diese Erde also biethet schon allein durch Gottes Willen so viele Segnungen dar, wenn sie gleichwohl zuweilen Schläge vom Himmel empfängt, um manche Gabe nicht geben zu können, und manche Hoffnungen zu vereiteln, daß der Mensch auf den Schöpfer aufmerksamer werde, und alles von seiner Gnade allein, nicht blos von seinen eigenen Kräften erwarte.

Der menschliche Geist darf nur auf die Fingerzeige aufmerken, die Gott ihm in der Natur hingelegt hat, um sich diese Erde, diesen seinen einstweiligen Wohnplatz, so angenehm und vortheilhaft als möglich zu machen. Seit der Schöpfung mußten sich auf dieser Erde in ihrer Umbildung Berge erheben, und Thäler herabsenken an den Platz, den

Gott ihnen angewiesen. Diese verschiedenen Erhöhungen oder Vertiefungen sollten nicht minder ihre Vortheile haben, je nachdem sie der wohlthätig wechselnden Einwirkung der Sonne unterliegen. Wir sehen in den tiefen Thalgründen die frischesten Grasweiden zur Nahrung für die Heerden gedeihen; neben ihnen dehnen sich unabsehbare Felder aus, welche die reichsten Aernten für die Menschen tragen. Wir bemerken hier emporragende Hügel, die sich um das flache Land weit umher in einen Halbrund erheben, und mit Reben und Fruchtbäumen reitzend geschmückt sind; dort aber steigen in der Ferne hohe Gebirge herauf, deren kahle oder beschneite Gipfel bis zu den Wolken hinan sich thürmen, daselbst die Behälter für das Naß des Himmels werden; welches Naß in ihren Eingeweiden sich läuternd herabsenkt, und Quellen und Flüsse erzeugt. Selbst die nackten und kahlen Felsen sind nicht ohne Nutzen vorhanden; sie sind gleichsam die kräftigen Schultern der Erde, um jene auf ihnen ruhende Berglasten zu tragen, wie die Knochen an thierischen und menschlichen Leibern den Körper stützen, und unter dem Fleische verdeckt liegen. —

Eine solche Mannigfaltigkeit macht den höchsten Reitz der Landschaften aus; denn nicht nur nützlich sollte die Natur, Gottes Werk, dem Menschen erscheinen, sondern auch anmuthig; es sollte in jeder Hinsicht den Bewohnern der Erde eine vortheilhafte Seite darbieten. Darum ist kein Land, keine Gegend so ganz undankbar, daß nicht irgend ein anderer Nutzen darin zu finden wäre. Nicht nur die an sich gute und schwarze Pflanzenerde, sondern

auch die lehm- und kiesartige belohnt den Menschen-Fleiß mit mancherley Vortheilen. Ausgetrocknete Morastlande, Sümpfe und Mohrstriche werden durch Urbarmachung die fruchtbaresten Länder. Selbst Sandwüsten, wenn sie nicht das Loos eines halben Welttheils geworden, bedecken nur die Oberfläche der Erde: läßt der Landmann sich die Mühe nicht verdrießen, und gräbt er tiefer in diesem Schacht, so trifft er eine neue, frische Erde an, die sich fruchtbar machen läßt, nach Maßgabe ihrer Umarbeitung, daß die Sonnenstrahlen mit Thau und Regen darauf eindringe. Mitten unter steinigten Gründen und Felsen findet man oft köstliche Kräuter und Triften; es gibt in ihren Höhlen, Ritzen und Spalten, kleine Kanäle, oder Adern, in welchen das feine Sonnenlicht eindringt, so wie der Thau, um Pflanzen zu befeuchten, welche die saftigste Nahrung den dort weidenden Heerden darbieten. Eben so liefern die oft wild und rauh erscheinenden Küstenländer die köstlichsten Früchte und heilsamsten Arzney-Kräuter, welche man oft in den fruchtbaresten Ebenen nicht antrifft. Uebrigens hat diese reichlichen Gaben Deine Schöpferhand, o Gott! so mannigfaltig vertheilt, daß nach Deiner weisen Vorsehung kein Land Alles zugleich haben sollte; um die Menschen zu einem wechselseitigen Verkehr in allen Erdgegenden aufzumuntern, deren Erzeugnisse durch Handel und Reisen gegeneinander auszutauschen, und hiedurch einen gemeinschaftlichen Verband unter ihnen zu stiften. Gäb' es überall nur eine und dieselbe Art, sich zu nähren und zu kleiden, so blieben die Völker vereinzelt, und lernten sich niemals kennen!

IV. Die Pflanzen.

Gehen wir in Gottes großer Schöpfung weiter. Wenn wir sehen, wie das, was diese Erde hervorbringt, nach einer bestimmten Zeit sich auflöset, zerfällt und in ihren Schooß zurückkehrt, so werden wir auch wieder gewahr, daß jenes Zerfallene, Hingestorbene wieder neue Keime, neue Befruchtungen zum Leben auffaßt. Demnach nimmt diese irdische Mutter all das, was sie gegeben, wieder zurück, um es abermal verjüngt und schöner vor unsern Augen zu entfalten; also ist die Verwesung der Pflanzen, diese stille Verwandlung der schönen Naturbekleidung noch kein gänzlicher Tod, so wenig als andere thierische Reste und Ausscheidungen — nein, es liefert der stets neugebärenden Erde Stoff zu ihrer Nahrung und fortwährenden Fruchtbarkeit; also je mehr diese Erzeugerinn gibt, je mehr nimmt sie zurück, also erschöpft sie sich nie, wenn wir anders gehörig acht haben, bey ihrer Bebauung ihr das zu verschaffen, was sie selbst gegeben hat.

Alles, was daher aus ihrem Schooße hervorgeht, kehrt wieder dahin zurück; nichts geht verloren! Alle Samenarten, die wir aus den Früchten ihr wieder in den Schooß legen, werden darin neues Leben in vermehrter Zahl gewinnen. Uebergeben wir dieser Mutter Getraidkörner, so werden solche in ihr durch die Verwesung neue Keime des Lebens schöpfen, und die fruchtbare Gebärerinn wird mit Wucher mehr Aehren liefern, als sie Körner empfangen hatte. Welch ein reiches Leben hat der

Herr der Natur schon in diese todtscheinende Erde gelegt! Wie viele Schätze und namenlose Kräfte in ihrem Innersten verborgen! Wenn wir tiefer in ihre Eingeweide dringen, treffen wir die seltsamsten Gaben in unzuberechnender Menge an — Steine und Metalle von der verschiedensten Gattung und Menge: wir brechen den Marmor, und führen aus ihm Prachtgebäude auf, so wie wir auch den Sandstein und Kiesel benützen; wir graben tiefer, und stoßen auf edle und geringere Metalle; wir wissen das Gold, wie das Eisen; zu gebrauchen, und ziehen aus den Mineralien mancherley Vortheile! —

Aber wir wollen vorerst die äussere Bekleidung der Erde, die schöne, mannigfaltige Pfanzenwelt, mit einem Ueberblick in's Auge fassen — denn in jedem Blümchen, das wir mit unsern Füßen treten, können wir, o Gott, Deine Wunder und gütigen Gaben schauen! Dazu hast Du uns Sinne und Verstand gegeben, daß wir Dich loben und preisen lernen!

V. Fortsetzung.

Wer soll das namenlose Heer der Pflanzen nicht bewundern, die der Erde Schooß entsprossen? Sie geben Nahrung den Gesunden, und Arzney den Kranken; ihrer Gattungen sind so viele, und ihrer Kräfte unzählige! Sie schmücken die Erde, kleiden sie in ein erquickendes Grün, winden ihm einen Kranz von den mannigfaltigsten Blumen, deren Farbe den Blick erfreut, deren Duft die Sinne stärkt, und die Lüfte mit Wohlgerüchen erfüllt. Haben diese Pflanzen

durch ihre schönen Blüthen uns entzückt, so bereichern sie uns auch durch köstliche Früchte: die ganze Erde ist voll der Güte Gottes! Wir wandeln überall in seinem Segen, der das Unangenehme und Schädliche in ihr weit überwiegt, und was noch oft ein Paradies finden lassen will, das hienieden nicht mehr seyn sollte! —

Betrachten wir jene majestätischen Wälder, die sich vom Schooße der Erde bis zu den Lüften wie Tempel erheben: wer kann darin wandeln, ihre hohen, grünenden Gewölbe sehen, in ihrer Schatten Kühlung sich ergötzen, das vielstimmige Conzert ihrer Zweigebewohner hören, oder zuweilen die feyerliche Stille wahrnehmen, ohne von einem heiligen Schauer durchdrungen zu werden? Wie Vieles ist schon an jedem einzelnen Baume zu bewundern! Diese Stämme senken sich durch ihre Wurzeln tief in die Erde, daß sie fest auf dem Boden stehen, indeß ihre Aeste sich wie Arme zu dem Himmel erheben, gleichsam freudig dem Schöpfer ihren Schmuck zeigend, und die Menschen erinnernd, daß auch sie alle ihre Gaben nur Ihm verdanken! Jene Wurzeln sind das vielverschlungene Geflechte, wodurch die Stämme fest an ihrer Stelle haften, daß sie den Stürmen zu trotzen vermögen; ja, diese Wurzeln bilden auch überdies die feinen Kanäle oder Saugröhren, wodurch die Säfte der Erde bis zu den Wipfeln empor geleitet werden: man erwäge den Aufwand solcher Säfte für tausendjährige Eichen, oder die Menge von Nahrungsstoffen für die zahllosen Gewächse in Wäldern, Gebirgen und Ebenen! Jeder Stamm an sich, bekleidet sich mit einer harten Rinde von aussen,

die sein Fleisch von innen, nämlich das zarte Holz, gegen Wind und Wetter, und schädliche Thiere schützt; dieser nämliche Schutz wird auch mancher Frucht durch mehrfache Schaalen zu Theil.

Die Aeste und Zweige vertheilen unter sich, so wie dem Laubwerk und der Frucht alle jene Säfte, welche die Wurzeln am Fuße des Stammes gesammelt haben. Diese Säfte steigen im Frühlinge empor, und sinken im Winter wieder zum Schooß der Erde hinab. Da, wo sie emporsteigen, treiben die Aeste Blätter, und dieser vielfache Hauptschmuck schützt uns bey der heissen Jahreszeit gegen die brennenden Strahlen der Sonne. Im Winter, wo das dürre Holz gefällt wird, ersetzt es uns in den Oefen die mangelnde Wärme. Aber dieses Holz ist nicht nur nützlich zur Feuerung, sondern seine mannichfache, bald zarte, bald stärkere Natur liefert auch dem Kunstsinne der Menschen die verschiedenartigsten Geräthe, womit er seine Häuser und Schiffe baut, und womit er die innern Einrichtungen an Stühlen, Tischen, Bänken, an Kisten und Kästen, an vornehmen und geringerm Hausgeräthe von aller Gattung und Formen befriedigt. Also nicht nur bereichern die Pflanzen und Baumarten uns mit ihren genußbaren Früchten, sondern sie liefern auch die Materialien für unsere Kunstprodukte. Diesen Nutzen, diese Befriedigung des Gaumens und der Bequemlichkeit, liefern sie schon seit Jahrtausenden, und sind noch nicht erschöpft! Ihre Geschlechter pflanzen sich durch geringe Samenkörnchen in's Unendliche fort! Das kleinste, unansehnlichste Pflänzchen, die geringste Gemüsegattung, enthält in zarten Schalen und

Hülsen einen Kern, welcher den Keim des neuen Lebens trägt, und sich darin entwickelt und entfaltet mit der nämlichen staunenswürdigen Kunst, wie in den größten Bäumen! —

Diese tausendfachen Veränderungen und Lebensthätigkeiten bringt die Erde hervor, die an sich selbst unverändert da steht: welch ein lehrreiches Bild, o großer Schöpfer der Natur, legtest Du schon in diese gering scheinende Erde! Alles verändert sich um uns her, Du aber bleibst immer derselbe, gleich große, unendliche, gütige Herr und Gott! Vor Dir gibt es keinen Tod, lauter Leben! Du selber bist Leben und Auferstehung! Nur dort ist der Tod, wo Du nicht bist! Wir sind todt, wenn wir Dich nicht in unsern Herzen, nicht in unserem Verstande tragen! —

VI. Das Wasser.

Wir haben, wohin wir blicken, Bilder und Gegenstände im Tempel der Natur, die unsere Aufmerksamkeit verdienen, weil sie uns zu Dir, dem Herrn der Natur, führen können! Erwägen wollen wir nun das, was wir Wasser nennen. Welch ein merkwürdiges Element! es ist ein flüssiger, klarer und durchsichtiger Körper; in seinem Wesen aus Luft und Erde zusammengesetzt, daher leicht und schwer, wie es seine Bestandtheile mit sich bringen. Von einer Seite fließt, entschlüpft, verschwindet dieser Körper; von der andern nimmt es in seiner ruhigen Fläche, wie ein fester Spiegel, alle Gestalten der Körper auf, ohne selbst eine eigne Gestalt und

Farbe zu besitzen. Wäre dieses Element feiner und flüchtiger als es ist, so würde es mehr Luft, daher flüchtiger, verdünstbarer seyn; und so würde auch die Erde, die es befeuchten soll, gar bald ganz vertrocknet und unfruchtbar werden; es würden auf dieser Erde nur fliegende Thiere bestehen können, und keine Thiergattung könnte schwimmen, kein Fisch leben, und kein Seehandel für Menschen statt finden!

Welche Meisterhand verstand es, das Wasser so zu verdichten, daß es eine verdünnte Luft, und eine Mischung von Erde enthalte, ohne weder Erde noch Luft, sondern von beiden ein Mittelding zu seyn? Wäre das Wasser mehr verdünnt, als es ist, wie könnte es jene Lasten tragen, die man Schiffe nennt? Man denke sich hier große Kauffarthey- oder Kriegs-Flotten, welche gleichsam schwimmende Städte ausmachen! Würden nicht, wäre das Wasser mehr Luft, die leichtesten Dinge darin gleich zu Boden sinken? Wer war es denn, welcher mit so vieler Sorgfalt eine solche abgemessene Vertheilung verschiedenartiger Stoffe traf, und sie in ein Ganzes zu verbinden wußte? der diesem gemischten Elemente den nöthigen Grad von Bewegung gab, um selbes so flüssig, anschmiegend, hinschlüpfend, und immer unstet zu machen, wie es wirklich ist? Welches leichte Element nichts desto weniger von der andern Seite wieder so gewaltsam und stark seyn kann, daß es Dämme und Felsen durchbricht, losgerissene Stücke unaufhaltsam dahin wälzt, und die schwerESTen Massen auf seinem platten Rücken trägt! Ist diese Fähigkeit nicht das Werk der allerbemessensten

Weisheit? Wer kann Deine Hand hierin verkennen, Du höchster Baumeister der Natur!?

Dieses ungestüme Element, dem nur Gott seine Grenzen setzen konnte, ist auch wieder so folgsam und gelehrig, daß wir Menschen es, wie ein Ritter sein Streitroß, nach unserem Willen lenken, und über glatte und schroffe Bahnen führen, ja seine Kräfte vertheilen, es aus der Niederung nach den Höhen leiten können, von wo es durch seine eigene Schwere wieder herabstürzt, und hiedurch die schönen Wasserfälle bildet, die wir in Gärten oder Gebirgsschlünden zu unserer Lust bewundern, oder in Noth und Gefahr zu unserer Rettung benützen. Aber, gleichwie der Mensch diese Wässer und ihre Gewalt leitet und eindämmet, so wird auch Er selbst von ihnen geführt: denn dieses Element ist von der beweglichsten Natur; und so borgen wir von dieser Kraft durch Kunst die grösten Hülfeleistungen für unsere vielfachen Bedürfnisse. Hättest aber Du, o Gott! ihm diese Eigenschaften nicht verliehen, so würden auch unsere Künste nichts frommen, und auch nicht einmal erfunden worden seyn: nur Du gibst Leben und Bewegung allen Dingen, und die erste bewegende Kraft bist Du allein!

VII. Fortsetzung.

Diese Gewässer nun, die bei aller Flüßigkeit, zugleich auch eine bedeutende Schwere haben, bilden demungeachtet, ohne daß wir darauf acht haben, große schwimmende Massen in den Lüften, und segeln über unsern Häuptern dahin, ohne daß wir fragen:

Wer trägt sie? Wir sehen diese Gewölke dahin ziehen, oft mit einer Eile, wie auf den Flügeln des Windes; sie ziehen dahin, bis ihr Gewicht wächst, und der Geist der Natur sie rufet, daß sie sich sammeln und auflösen, eine dürstende Erde zu tränken. Stürzten sie mit einem Male herab, rasch wie Bergströme, so würden sie Alles, was unter ihrem Falle sich befindet, überschwemmen und vernichten; würden sie sich nie auflösen, so müßte der Erdboden verdorren, und Thiere und Menschen verschmachten! Wessen Hand hält sie demnach in ihrem Gleichgewichte, und gestattet ihnen, nur tropfenweise ihr wohlthätiges Naß herabzuträufeln? oder, wenn je zuweilen ihre Massen schnelle und große Verheerungen angerichtet hatten, wer ließ solches zu, um eine sündige Welt zu züchtigen, wenn nicht Du, o Herr der Elemente! dem Alles gehorcht? —

Woher kommt es auch, daß in gewissen heissen Erdstrichen, wo es nur selten regnet, die Nachtthaue so häufig fallen, daß sie den Mangel des Regens ersetzen? Und abermals: woher kommt es, daß in andern Ländern, wie an den Gestaden des Nils und Ganges, ordentliche Ueberschwemmungen zu gewissen Zeiten statt finden, um die Erde zu düngen und zu befruchten? wer hat diesen weisen Wechsel, diese regelmäßige Abänderung eingeleitet? Wer konnte in dieser Unermeßlichkeit für Alles eine solche Vorsorge treffen, wenn nicht ein höchst verständiges und allmächtiges Wesen, o Gott?! Wer kann auch hierin Deine Hand verkennen? Wie oft segnest Du da, wo wir glauben, Du strafest nur? —

Demnach erquicket das Wasser nicht nur Thiere und Menschen, sondern auch Berge und Thäler, bis in die tiefesten Abgründe: denn derjenige, welcher dieß befeuchtende Element schuf, hat es auch durch alle Plätze dieser Erde vertheilt, wie ein gewandter Geist, der für nützliche Bewässerung der Gärten und Wiesen eigene Kanäle anlegt, damit dieses erfrischende Naß überall hindringen könne. Daher bilden sich durch dieses großen Naturkünstlers weise Einrichtung auf den Gipfeln der Gebirge große Behälter, welche die Fluthen des Himmels auffsammeln, sie in ihrem innern oder äussern Schooß aufnehmen, dort läutern, und wieder in die Ebenen herabströmen machen, theils als Quellen oder Bäche, oder größere Flüsse. Wie das Blut in den thierischen Adern aus dem Herzen hervor kreiset, den ganzen Körper durchfließt, und wieder zum Herzen zurückkehrt: so schlängeln auch die Gewässer, wie Silberfäden, durch weite Ebenen sich hin, zieren und erquicken die Thäler, erheben das Dunkelgrün ihrer Teppiche, und stürzen endlich, nach längern oder kürzern Wanderungen, in ihren allgemeinen Schooß zurück, nämlich in das Meer, woraus sie ursprünglich als Dünste und Wolken hervorgegangen waren.

Welch ein fortwährender Kreislauf! Dieses Meer, welches, obgleich an die Grenzen der Erde hingelagert, gleichsam eine Scheidung der Völkerschaften bleiben sollte, ist dennoch der allgemeine Mittelpunkt ihrer Vereinigung geworden! Dieses Meer mußte der Sammelplatz, die Brücke für Menschen werden, die zu Lande nicht dahin gelangen konnten. Auf diesem Meereswege, auf die-

sem Spiegelpfade zwischen schauerlichen Abgründen war es, wo die alte Welt der neuen die Hand zu ihrer Auffindung und Begrüßung reichen durfte, und wo die neue Welt der alten neue Segensgüter zum wechselseitigen Austausche darbieten mochte. So hast Du, O Gott! Alles in Deiner Natur mannigfaltig vertheilt, und den Wässern, wie dem Blute, ihren Umlauf vorgezeichnet. — Aber ausser dieser gewöhnlichen Umkreisung der Wässer bleibt auch das periodische Anschwellen und Ablaufen dieses Elementes im Meer, und an den Mündungen großer Ströme, nämlich die Ebbe und Fluth, eine sonderbare Erscheinung. Wie sehr hat sich schon der menschliche Geist bemüht, den geheimen Ursachen dieser Wirkungen nachzuspüren! Dringen wir nicht weiter ein; es sey uns genug, wahrzunehmen, wie Meere und Ströme uns weiter bringen, uns, unsere Schätze, Wünsche und Thorheiten, und daß ihr Anschwellen und Ablaufen seine bestimmte Zeit einhielt. Wer gab nun diesem Elemente die Kraft, sich in solcher Ordnung zurückzuziehen, und welcher auf seinen alten Pfad hervorzukommen? Wessen Hand that es wohl, wenn es nicht Deine war, o Gott! der Maaß und Ziel in alle seine Dinge legte, weil Du allein ihr Schöpfer und Herr bist! —

VIII. Fortsetzung.

Ja, ein gewisses Maß, eine Ordnung, ein bestimmtes Ziel hast Du, o Herr der Natur! mit einer unendlichen Weisheit in alle Dinge gelegt. Wir sehen davon nur die Wirkungen, und schließen durch

sie auf ihre vorwaltende Ursache; diese erste und letzte Ursache bist Du selbst. Wäre die Bewegung jener Meeresmassen ungeregelt, wäre sie mehr oder minder stark, so würden hieraus die furchtbarsten Erscheinungen entstehen: der Erdboden mit allen seinen Königreichen wäre längst verschlungen, oder würde ausgebrannt seyn. Wer ist es nun, der diese Gewässer das Zuviel oder Zuwenig vermeiden ließ? Wer gab ihnen den Verstand, das rechte Maß einzuhalten, wenn nicht der höchst verständige Geist es ist, der Alles ordnet und lenkt? Ein Gott nur legte die Fundamente der Erde, daß sie aus ihrer Bahn nicht weiche; und eben derselbe Gott setzte jenen Gewässern einen Damm, eine Grenze, worüber sie nicht schreiten dürfen. Mögen sie noch so sehr wüthen und toben; mitten im Sturme gebietet ihnen die Stimme ihres Herrn: Bis hieher und nicht weiter! —

Aber dieses flüßige Element, welches durch alle Adern der Natur kreiset, alles Leben reinigt und erquickt, und deshalb geheimnißvolle Kräfte und Bedeutungen mit sich führt, es wird, wenn der Odem des Winters über seine Fläche dahin braust, starr und fest wie ein Stein; seine Fluthen sind Felsenmassen geworden; es war der rauhe Nordwind, sagen wir, der dieses bewegliche Element plötzlich still stehen gemacht. Allein, wer gab diesem Nordwinde die fesselnde Kraft? Ist es nicht Dein Odem, Du ewiger Geist, der Leben gibt und nimmt? müssen nicht alle Elemente Deinem Winke gehorsamen?

Die höchsten Gipfel der Berge stehen in der weiten Schöpfung da wie Greisenhäupter; ihr

Scheitel trägt ewig Schnee und Eis. Aber dieser ernste, majestätische Anblick ist kein leeres und unfruchtbares Bild; auf diesen Häuptern der Natur sammelt der Herr den reichen Behälter jenes wohlthätigen Nasses, der, wie Ströme der Weisheit, seine Quellen und Flüsse auf die dürstende, trockene Erde herabträufeln macht, um Hügel, Wiesen und Thäler zu befeuchten. So ist für Alles eine väterliche Sorgfalt getroffen, und zwar in der mannigfaltigsten Güte. Denn diese Wässer selbst sind von der verschiedenartigsten Natur: hier nämlich gibt es Quellen und Brunnen, die ein köstlich erquickendes Naß, und wie man sagt, ein süßes, reines Wasser liefern, um den Menschen zu tränken; dort gibt es wieder andere Wässer, welche salzigte Theile mit sich führen, um manche Gegenstände vor Fäulung und Auflösung zu bewahren; da sind bittere, schweflichte, und eisenhaltige Wässer, welche zur Reinigung, Stärkung, oder Heilung vieler gebrechlichen Naturen dienen. Mit einem Worte, wohin wir unsern Blick erheben, sehen wir die wundervollsten Erscheinungen, die uns alle auf das Daseyn eines allmächtigen und höchst gütigen Wesens führen, das seine ordnende Hand über den ganzen Weltbau ausstreckt. Diese Hand ist es, welche den Wolken über uns ihre Bahn zeichnet, und ihre flüßigen Massen im Gleichgewichte erhält, daß sie die Luft erfrischen, der Gewalt der Sonnenstrahlen wehren, und die Erde vor allgemeiner Austrocknung bewahren. Diese Hand ist es, welche die nie versiegenden Wasserbehälter im leichten Fluge über unsern Häuptern dahin führt, und welche aus solchen Urnen zu rechter Zeit,

und in gehöriger Menge Thau oder Regen herabgießt: in gehöriger Menge, und zur rechten Zeit; weil wir das Ganze nicht übersehen, wenn wir über Unordnung in der Natur, über Fehljahre, über ein blindes Walten in der Schöpfung klagen, und so, o Gott! als unweise und undankbare Kinder gegen den weisesten und besten Vater murren.

IX. Die Luft.

Haben wir bei Betrachtung von Erde und Wasser schon so viel Staunenswürdiges entdeckt, so bietet sich uns ein anderes Element, die Luft, dar, deren flüssiges Wesen noch von einer andern feinen und ausdehnenden Natur ist. Wenn wir um uns herum schauen, und fragen: wo ist sie? so wird sie das Auge eigentlich nicht sehen, weil ihr Wesen kaum sichtbar ist; aber wir werden sie in ihren Wirkungen wahrnehmen; sie zeigt sich uns, mit dem Lichte vermählt, unter mancherley Farben — bald bläulich, bald im goldgelben, oder rosigten Schleyer; bald in dunkler und schreckbarer Gestalt, wenn ihr Schooß mit brennenden Dünsten, mit starren Frösten, Hagel und Schauer erfüllt ist; und wir fühlen ihr Daseyn, entweder im lieblichen Frühlingshauche, oder im furchtbaren Sausen des Sturmes. Sie ist uns also gegenwärtig, ohne daß wir sie sehen; und wir fühlen ihr Vorhandenseyn, ohne daß wir oft darauf merken: eben so zeigt und verbirgt sich Gott in seinen Werken der Natur! —

Die Luft ist ein feiner, so zarter, und durchsichtiger Körper, daß die Strahlen der Gestirne, ob

diese gleich in einer unendlichen Ferne von uns abstehen, dennoch ihre Decke durchdringen, und zwar ohne Mühe, und in solcher Schnelle, daß der Glanz jener Gestirne bei Tag und Nacht unserm Auge begegnet. Wäre die Luftmasse minder zart und durchsichtig, so hätten wir hienieden kein Tageslicht, oder höchstens nur einen düstern, verworrenen Dämmerschein, ähnlich jenen Wintertagen oder Gegenden, die von dichten Nebeln verdunkelt sind. Wir leben und bewegen uns in den Abgründen der Luft, wie die Fische in jenen des Wassers; und gleichwie nun das Element Wasser, wenn es zu leicht, zu verdünnt seyn würde, eine Art Luft wäre, worin die Fische sterben müßten; eben so würde die Luft, wäre sie dichter und feuchter, als ihre Natur es verträgt, uns das Athmen erschweren, und das Leben rauben. Eine zu dichte, wie eine zu verdünnte Luft hätte also das gehörige Gleichmaaß nicht; und so würden sie darin so wenig bestehen, als die Landthiere im Meer, und die Fische auf der Erde.

Wer war es demnach, welcher dieses Element also einrichtete, daß es weder zu leicht, noch zu schwer, gerade das rechte Maaß hätte, damit unsere Lunge sein Wesen einathmen könne, und darin ihre erste Lebensnahrung fände? Wer war es, der diese Luftdecke in's Unendliche hin, wie das feinste Gewebe ausspannte, und sie in alle Oeffnungen eindringen ließ, damit die kleinsten Wesen durch sie genährt würden? Sollte Derjenige nicht selber uns nahe seyn, der uns mit seiner Gabe, mit der Luft überall umgibt? Wäre diese Luftmaterie zu dicht, so würde sie uns ersticken; wäre sie zu

dünne, so könnte sie uns keine stärkende Nahrung geben. Wir fühlen bey dumpfer Luft, bey Kohlendampfe, wie verderblich sie unserem Leben ist; wir empfinden auf den höchsten Bergesspitzen, wie deren verdünnte Luft zum Leben ungenügend wird; wir athmen in den beyden äußersten Fällen schwerer; ja wir gehen zu Grunde, wo sie im Raume nicht gehörig, oder gar nicht vorhanden wäre! So ergeht es auch dem Leben unseres Geistes: wie könnten denkende Wesen bestehen, wie wäre ihnen wohl, ohne Dich! wie sollten sie ihr Daseyn, oder den Zweck ihres Daseyns, ohne Dich, o Gott! begreifen? —

Dieses feine, durchsichtige Element, durch welches wir am Tage so reiche Farbenspiele, und bei Nacht so viele glänzende Funken entdecken, die uns schon als ein bloßer Sternenkranz entzücken, und durch den Begriff, daß es belebte Welten seyn können, unser Gemüth staunend erheben; dieses Element, das in seiner Ruhe, wie ein spiegelnder Bach, so lieblich ist; es kann auch sehr schrecklich für uns werden, wenn schädliche Dünste es vergiften, wenn Stürme es aufregen! Welche unsichtbare Hand haschet diese Luftmassen zusammen, verwandelt sie in Gewitter, schleudert sie in Räumen umher, und läßt sie wieder plötzlich zur Ruhe zurückkehren? — Der aufgeregten, empörten Luft folgen gleichermaßen die Meeresstürme; wo das Gleichgewicht mangelt, entsteht Unordnung und Ungestüm: wer aber legte dieß Gleichgewicht in die Natur? und wer läßt auf Monate zu, daß es gestört werde, damit wir vor dessen schrecklichen Folgen erzittern, und eine höhere Macht anerkennen? Wer ist es, der uns zwingt,

aufmerksam zu werden auf jenen mächtigen Herrn der Natur, wenn du es nicht selber bist, o Gott? —

Aber auch Stürme und Ungewitter bringen uns Segen, wenn sie von einer andern Seite uns strafen mußten. Wie viele Schätze sind in die Fittige des Windes eingewoben! Brausen diese Winde über den Erdboden einher, so reinigen sie die Luft, mildern die Gewalt der heißen Jahreszeit, mindern den schneidenden Frost des Winters, verhüten Krankheiten und Seuchen — wenn sie nicht in andern Gegenden brennende Sandwüsten und Heere von Insekten aufregen sollen — eine Geißel, die uns beweisen muß: daß hienieden das Paradies verloren gegangen sey! Aber auf den Fittigen dieser Winde segeln die Gewölke von einem Horizont zum andern, streuen den Samen für die Wälder aus, helfen den Menschen ihre Mühlen drehen, und tragen ihre Schiffe und Waaren nach allen Weltgegenden hin. Wir wissen auch, daß auf gewissen Meeren gewisse Winde in bestimmten Jahreszeiten herrschen, um das Weltmeer von seinen Dünsten zu reinigen, seine Beweglichkeit zu erhalten, und den Handelsleuten ihre Wanderschaft zu erleichtern. Welche Ausdauer beweisen diese Lüfte, diese Winde, in ihren Verrichtungen seit Jahrtausenden! Würden die Menschen zu Land und zu Meer eine gleiche Betriebsamkeit und Ausdauer in ihren Werken erproben, so würden ihre Erfindungen auf der See und dem festen Lande weit größere Fortschritte gemacht haben, und zwar nach einer so langen Dauer von Jahren, die über ihren Häuptern dahin geschwunden sind! Auch hieraus ist ersichtlich, o Gott! daß die Werke der

Menschen unvollkommen, die Deinigen aber vollkommen sind. —

X. Das Feuer.

Vor allen übrigen Elementen, so wunderbar jedes in seiner Art ist, möchte die Natur des Feuers wohl die merkwürdigste aller Erscheinungen seyn. Das Wort Feuer gibt uns den Begriff von Allem, was leuchtet und erwärmt, obwohl letztere Eigenschaft damit verbunden ist. Ein Feuer ist in der ganzen Natur angezündet; es findet sich in allen Wesen, aber es ist überall anders geartet; anders in brennenden und leuchtenden Körpern dieser Erde, anders in den Gestirnen. Wir sehen auf der Oberfläche unseres Planeten Berge, welche ungeheure Feuermassen ausspeyen, da ihre Eingeweide mit Schwefel und Harz angefüllt sind, die sich einander entzünden, und einen gewaltsamen Ausgang suchen. Dieses nämliche Feuer bleibt inzwischen in jedem Kieselsteine verschlossen, bis es ein anderer, diesem Kiesel hart anstoßender Körper zum Ausbruche reitzt; oder bis eine unterirdische Gährung brennbarer Stoffe weite Erdstriche erschüttert, und Berge und Städte einstürzen macht. O welch eine schnelle Kraft liegt in diesem Elemente verborgen! welche gewaltsame Wirkungen bringt es hervor, sey es, daß diese Kraft in den Höhen und Tiefen, oder auch selbst im Blute des Menschen tobet! —

Aber Gott ließ den Menschen durch Vernunft und Erfahrung die Natur dieses Elementes, und dessen Wirkungen erkennen und anwenden lernen.

Er verstand endlich dieses Feuer den Stoffen zu entlocken, selbes anzuzünden, und es zu seinem Gebrauche aus Bedürfniß oder Vergnügen zu benützen. Er nützte die Kraft dieses Elementes entweder, um überflüssige Wälder auszurotten, wenn er sah, daß das Naturfeuer, der Blitz, oder anhaltende Sonnengluth, das nämliche that; oder er wagte zuletzt, die vermehrte Kraft des Feuers zur Schmelzung härterer Massen von Steinen und Metallen anzuwenden. Sonach wußte er vermittelst angezündeten Holzes die Wirkung der Flamme bis in die entferntesten Himmelsstriche zu verbreiten, und die Wärme zu ersetzen, die in den Wintermonaten durch die Entfernung der Sonne der Erde mangelte.

Die Kraft des Feuers wirket auch unsichtbar; seine Flamme dringt zart in alle Samengattungen der Gewächse und Thiere ein; sie ist die Seele alles dessen, was lebt; sie verzehrt aber auch Alles, was unrein ist, und erneuert das Gereinigte wieder. Diese Kraft ist das erhabene Sinnbild eines noch höhern Feuers, welches von dem Himmel auf die Geister wirkt: denn wo die unsterbliche Flamme Gottes unsere Herzen durchdringt, werden auch wir zu edlen Thaten angetrieben; werden auch wir in unserem Wesen erneuet, auf daß wir alles Unreine von uns ablegen, und nur das Gute und Himmlische wirken. Aber auch dieses irdische Feuer ward dem Menschen zu seinem Gebrauche in die Hände gegeben; welche erstaunliche Dinge bewirken Künstler und Handwerker durch die Macht des Feuers! welche Verherungen richten Kriegsmaschinen durch die Feuersgewalt an! Der schwächste Mensch

kann mit dem Feuer den stärksten tödten; kann Dörfer und Städte einäschern; kann segensvolle Fluren in Wüsten verwandeln, und Felsen sprengen. Hingegen wird der nützliche Fleiß des Menschen dieses Element zur Herrichtung seiner Speisen oder Arzneymittel anwenden. Dieses Feuer erschien den Weisen und Dichtern der frühesten Welt so wunderbar, und als ein so köstlicher Schatz, daß sie vorgaben, ein listiger Mensch (Prometheus) habe es den Göttern, vorzüglich dem Donnerer, geraubt. Immer ein Beweis, daß sie Dich, o höchstes Wesen! von welchem alles Wunderbare in der ganzen Natur erschaffen ward, darunter verstanden: denn Du allein bist der Herr der Elemente; Du führst den Blitz, und weißt, wo er zünden oder vorübergehen soll! Du erschütterst durch Deinen Donner, durch Deine Stürme und Vulkane eine halbe Welt! Aermlich ist das, was die Menschen Dir nachbilden; sie wüthen oft grausam untereinander gegen sich selbst; aber Du tödtest sie alle, um sie durch Deine Huld zu einem andern Zustande wieder zu beleben! — —

XI. Das Firmament.

Haben wir bisher unsere betrachtenden Blicke auf die Gegenstände dieser Erde geworfen, so dürfen wir sie nun auch gegen das Firmament erheben. Unwillkührlich werden wir bei dessen Anblicke auszurufen genöthiget: Welche unsichtbare Macht hat über unserm Haupte einen so großen und herrlichen Bogen gewölbt, der in weiter Höhe mit tausend Wundern prangt? Welch eine erstaunenswür-

dige Menge und Mannigfaltigkeit der bemerkens-werthesten Gegenstände! Vor wessen Augen ward ein so großer Schauplatz voll der herrlichsten Dinge entfaltet, wenn nicht für denkende Wesen, die dieses Ganze, nicht wie vernunftlose Thiere gleichgültig anstarren sollten!

Aufrecht war der Leib der Menschen gebaut, um sein Haupt und seine Blicke gegen Himmel zu erheben; nicht bloß das, was zu seinen Füßen umher liegt, sollte er seiner Betrachtung werth halten, sondern auch, was über ihm in den Höhen ausgebreitet ward. Welch' ein großes, lebendiges Gemählde erblickt er dort! Bald sehen wir an jenem Gewölbe ein tiefes Dunkelblau, woran die hellen Feuerpunkte funkeln, die wir Sterne nennen; bald bemerken wir an eben diesem Bogen, wenn er Morgens und Abends von milderem Lichte beschienen wird, die sanftesten Farbenmischungen von Rosenroth oder Goldgelb, was wir die Zeit der Dämmerungen nennen; bald wieder erblicken wir diesen Himmel in seinem vollen Tagesschimmer, das Blau ist erhöht, und zwischen den Lichtglanz hindurch schweben silberne oder rosenfarbige Gewölke, die ihre Gestalt und Bahn stets wechseln, und das bunteste Spiel von Licht und Schatten darbieten. Diesen schönen Wechsel verschafft uns Derjenige, der ewig ist und nie wechselt.

Der auf einander folgende ordentliche Gang der Tags- und Jahreszeiten, zu welchen Betrachtungen führt er uns nicht hin? Wann ist je dieser Wechsel, dieser geregelte Gang unterblieben? Seit Jahrtausenden verfehlt die Königinn des Tages, die Sonne, nie, auf ihrem Wege täglich bei uns zu er-

scheinen, und Licht und Wärme in abgemessenen Graden zu spenden; als ob sie wüßte, wie sehr wir ihrer zum Leben und Wirken bedürfen! *) Ihr voran oder nach ihr, schreitet seit Jahrtausenden die Morgen- und Abendröthe, um den werdenden Tag oder die kommende Nacht zu verkünden. Alles dieß erfolgt zu gewissen Stunden pünktlich und unausbleiblich. Nie verirrt sich weder dieses Tagsgestirn, noch die nächtliche Lampe, der Mond, auf seiner Bahn, und schön drückt sich die heilige Schrift von der Sonne aus, wenn von ihr sie sagt: „die Sonne weiß, wo sie täglich zur Ruhe sich legt, um wieder am Morgen aus ihren Kammern hervorzugehen.“ Durch diesen richtigen und sichern Gang klärt sie den Erdball von allen Seiten auf, umwandelt dessen beyde Halbflächen und sendet ihren goldenen Strahl, wenn wir im Dunkel ruhen, unsern Gegenfüßlern zu.

Durch diesen nie mangelnden Gang sind wir Menschen allein im Stande, das, was wir Zeit nennen, zu bemessen, und für unsere Verrichtungen einzutheilen; alle Ordnung kommt von Oben! Der Tag ist die Zeit des gesellschaftlichen und arbeitsamen Lebens; und die Nacht erscheint nur darum, daß sie die Erde in Schatten einhülle, um dem Tagesgewühl ein Ende zu machen, alle Anstrengungen auszusetzen, alle Mühe, Sorge, und Kummer im Schlafe zu begraben. Die Nacht ist eine wohlthätige Pause der

*) Der Verfasser spricht hier nach der gewöhnlichen Vorstellung, wonach die Sonne als gehend, die Erde aber als stehend erscheint.

Natur; sie beschwichtigt die aufgeregten Kräfte, verbreitet Schweigen und Ruhe umher, und indem sie diesen kurzen Stillstand den Körpern vergönnt, stärket sie zugleich die Kraft der Geister, welche, in irdischer Hülle wohnend, ihre Thätigkeit beschränkt sehen, und daher nicht minder einer Rast bedürfen. Mit dem wiederkehrenden Tage, rufest Du, o Vater der Natur! alles Lebendige zur angemessenen Thätigkeit auf, vorzüglich den Menschen. Die Sänger in den Wäldern erwachen, die Bewohner der Lüfte schwirren frohlockend umher; Alles, was auf Erden wandelt oder kriecht, oder in den Gewässern sich regt, Alles mahnet den Menschen, zum Leben aufzuwachen, zur neuen Thätigkeit sich zu rüsten, weil er das nützlichste Geschöpf in der ganzen Natur seyn sollte! Laß uns daher, o Gott! ein nützliches Tagwerk vollbringen, so lang Du hienieden uns die Kräfte dazu verleihest, bis Du uns nach diesem Zeitwechsel für eine schönere Bestimmung bey Dir in der Ewigkeit abrufest! — —

XII. Die Sonne.

Wenn wir beym Anblicke des Himmels die Sonne als den vorzüglichsten Gegenstand anstaunen müssen, so haben wir schon an ihr mit Recht den regelmäßigen Gang bewundert, wodurch sie uns die Eintheilung von Tag und Nacht vergönnt. Aber dieses prachtvolle Gestirn gewährt uns auch noch andere Vortheile. Wir haben schon oben in etwas der Jahreszeiten erwähnt: diesen Wechsel der verschiedenen Monathe, und ihrer vier Hauptpar-

thien, verdanken wir gleichfalls der Sonne; wenn sie nämlich von sechs zu sechs Monaten ihre Bahn von einem Erdpole zum andern durchläuft, sonach uns die zwey Haupttheile des Jahrs, Sommer und Winter, und zwischen diesen den Frühling und Herbst verschafft; nebenher zugleich alle Welttheile abwechselnd mit ihrem Lichte, und ihrer einwirkenden Lebenskraft erfreut! Diese schöne, stufenweise Beleuchtung genüget unserer Welt hinlänglich; sie, diese Lichtspenderinn, besucht alle ihre Kinder; zeigt sich ihnen Allen, näher oder ferner, wie es ihr Abstand mit sich bringt! —

Wäre nun dieser Sonnenkörper in seiner gleichen Entfernung von unserer Erde größer, als er wirklich ist, so würde er mit seiner Feuermasse die Welt anzünden, und unsere Planeten zu Staube verbrennen; wäre er minder groß, so würde er die Erde in eine starre, und unbewohnbare Eisgrube versinken lassen. Also seine nähere oder weitere Entfernung von uns würde diesen irdischen Wohnort entweder durch Brand, oder durch Erstarrung zerstören; und so müßte es kommen, wenn dieses gegenwärtige Weltsystem einmal aufgelöst und zerstört werden soll. Wer hat nun in der Stellung und Vertheilung aller Gestirne, und vorzüglich der Sonne, den Compaß geführt, die Gleichwage zur Hand genommen, und die Entfernungen abgemessen, binnen welchen diese Lichtkörper ihre Bahnen durchzulaufen haben?

Dieses Gestirn, die Sonne, ist gleich wohlthätig für die Erdgegend, von welcher sie sich entfernet, um solche mäßiger zu machen, als für jene, der sie sich nahet, um sie mit ihrer Wärme zu begün-

stigen: ihre belebenden Strahlen machen Alles, was sie bescheinen, fruchtbarer. Solch ein Wechsel von stufenweiser Annäherug und Entfernung ist nicht nur weise bemessen, und wohlthätig, sondern auch angenehm, da jede Jahreszeit ihre eigene Gestalt, und ihre eigenen Gaben mit sich bringt. Der Frühling lächelt, und sein milder Hauch erweicht den Trotz der Stürme, schmilzt die Eisdecke auf den Fluren, und schmücket die Erde mit einem reichen Blüthenkranze. Der Sommer schenkt reiche Korn- Haber- und Heu-Ernten; und der Herbst schüttet sein Füllhorn voll der köstlichen Gaben des Weins, Obstes, und Wildprets aus. Selbst der Winter, dessen trüber und rauher Anblick nichts zu versprechen scheint, weil die Natur, wie der Mensch in seiner Periode ausruhen und sich erholen will — auch Er bleibt nicht unthätig zum Wohl des Ganzen. Er sammelt die Schätze der frühern Jahreszeiten in Speichern und Kellern; ja, er nimmt in seinem Schooße, noch ehe er sich ganz verschließt, neue Samenkörner auf, um sie für die Zukunft von der Sonne befruchten zu lassen. So stürmisch er auch ist, so gerunzelt und ernst, mit einer Schneekappe bedeckt — läßt er doch, mit einer Art von Weichmüthigkeit, unter der Eisdecke so viel Raum, daß das zarte Pflänzchen nicht ersticke, sondern still fortkeime, bis es die Frühlingssonne entfalten macht! —

So waltet Deine verständige Vaterhand, o Gott! in dieser Schöpfung, wo der unverständige Mensch nur die Natur allein als die erste Ursache dieser großen Haushaltung ansieht, während sie nur die Vollstreckerinn Deines Willens ist, und die Ge-

setze blind befolgt, die Du ihr vorgezeichnet hast! Aber gerade in dieser treuen Befolgung Deiner Gesetze; in diesem wechselnden Schmucke, womit die Natur unsere Erde im Laufe der Monden ziert; gerade in diesem mannigfaltigen Schauspiel, will diese Natur uns belehren, daß ihr Herr und Gesetzgeber voll Macht, Güte und Weisheit beabsichtete, diese Welt so einzurichten, daß der Mensch nie darin Langeweile, sondern immerwährenden Stoff haben sollte, neue Betrachtungen anzustellen, oder die alten zu benützen! Eine solche Absicht zeigt eine mehr väterliche Güte, da sie unerschöpfliche Vorsorge getroffen, diesen edlen Zweck unter ihren vernünftigen Geschöpfen erreichen zu machen! —

XIII. Die Gestirne.

Wir dürfen nicht ermüden, unsere Blicke noch länger an dem unermeßlichen Gewölbe des Himmels umher schweifen zu lassen, in dessen Höhen so viele Wunder glänzen, die wir Gestirne nennen. Wenn diese dunkelblauen Höhen feste Decken sind, wie wir sie in einem Pallaste wahrnehmen, wer war ihr Baumeister? Denn ihre Erhabenheit ist staunenswürdig! Sind diese Höhen feste Massen, wer hat an ihnen jene leuchtenden Körper angebracht, und zwar in nähern oder weitern Entfernungen? — Und vor Allem, wer ließ diese leuchtenden Körper an jenem Bogen so regelmäßige Umkreisungen nehmen, daß wir sie Abends oder Morgens, oder in gewissen Jahreszeiten wieder an der nämlichen Stelle treffen, von wo aus sie vorher weiter gerückt waren? —

Sind aber diese Höhen des Himmels keine feste Decke, sind es nur unermeßliche Räume, ausgefüllt mit einer leichten, flüssigen Materie, wie unsere Luft ist: wie ward es möglich, daß in solcher leichten, flüssigen Masse so viele feste Körper herumkreisen konnten, die wir Planeten nennen, und deren die meisten unendlich größer und schwerer sind, als unsere Erde? Wie könnten darin diese Körper ihre Bahnen durchlaufen, ohne je unterzusinken, oder an einander zu stoßen? — Zwar können wir uns einen kleinen Begriff davon machen, wenn wir ungeheuere Kriegsflotten auf der Spiegelfläche des Meeres einherwogen sehen: aber was sind die größten Schiffe gegen einen ganzen Weltkörper, wie unsere Erde! und was ist diese Erde gegen jene ungeheuern Weltkörper eines Jupiter's, oder Saturn's? was sind endlich alle diese Planeten gegen die zahllosen Fixsterne, deren jeder einzelne Stern eine Sonne für seine eigenen Planeten ist?? —

Bemerken wir ferner, daß seit vielen Jahrtausenden, oder auch nur Jahrhunderten, keine Geschichte oder astronomische Beobachtung uns die mindeste Verrückung oder Unordnung in diesen himmlischen Bewegungen gemeldet hat, so muß unser Erstaunen nur desto größer werden. Denn wie vermag ein so leichtflüssiges Wesen, als die Luft ist, so verschiedenartige Lichtkörper tragen, und ihren Umkreisungen nie hinderlich werden? Und hat die Luftmaterie den Gestirnen diesen ordentlichen Gang nicht gegeben, noch jene Ordnung veranlaßt, daß sie sich in ihr kreisartig herumbewegen, so muß dieses ein Wesen ausser ihr gethan haben; welches Wesen

könnte dieß seyn? Eben dasjenige, welches die Zahllosigkeit der Gestirne hervorgebracht! wem schwindelt es nicht, wenn er die Myriaden Sterne in der Milchstraße zählen und aussprechen soll, welche Sternenmenge unserm Auge nur als ein weißer Streif erscheint, der wie eine verschüttete Milch am Bogen des Aethers von Südost nach Nordwest hinschimmert! Welch eine Verschwendung von Kraft und Allmacht zeigt sich an dem ganzen Himmel in allen diesen vielfachen Sternengruppen? und was gibt uns jene Hand, die sie hinsäete, anders zu verstehen: als daß sie ihrer Allmacht keine Mühe kosteten, weil sie so überschwenglich hingestreut wurden? —

Du hast also, allmächtiger Herr! der Natur, nur allein jenen Reichthum geben und ordnen können! Kein Geschöpf kann Dir, o Schöpfer! hierin es gleichthun! Was ist der mächtigste Fürst auf Erden, wenn er auch das Gold mit vollen Händen ausstreuen wollte, gegen Dich, der so zahllose Lichtkörper wie Staub hinsäete? Was sind die Prunkkleider der Großen mit allen ihren Edelsteinen gegen den Sternenhimmel? — Wenn das Purpurkleid eines Salomo gegen die Pracht der Feldlilie nichts ist, was sollen die Diamanten und kostbaren Geschmeide der Könige gegen die zahllosen Funken seyn, die am Himmelsbogen schimmern, und wovon jeder funkelnde Punkt eine Welt wie die unsrige, oder wohl noch eine größere ist?! Wer soll nicht ausrufen: Wie groß, wie unendlich herrlich bist Du, o Gott! in allen Deinen Werken. Die Himmel verkünden die Wunder Deiner Allmacht! wir staunen sie an, und verstummen!

Wenn uns die Gelehrten sagen: daß alle jene leuchtenden Körper eben so viele Welten sind, die, wie unsere Erde, ihre Bewohner haben, so dürfen wir ihren Kenntnissen Glauben beymessen, da wir schon hienieden jedes Erdfleckchen, jede Pflanze, jedes Sandkörnchen von lebenden Wesen bevölkert sehen. Wir wollen aber einstweilen nur bey der Behauptung dieser Gelehrten stehen bleiben, und wir sind genöthigt auszurufen: wie groß, mächtig und weise muß Derjenige seyn, der so zahllose Welten, wie den Sand am Meeresufer, in's Unermeßliche hingestreut; und der seit undenklichen Zeitaltern diese wandelnden Welten in solcher Ordnung und Folgsamkeit am blauen Aether, wie ein Hirt seine Heerden auf der Weide einhergeführt? — Sind hingegen diese Gestirne keine eigentlichen bewohnbaren Welten, sind sie bloße leuchtende Körper, die das Dunkel der Nächte aufhellen, und das Tageslicht selbst noch glänzender machen sollten; so müssen wir nicht minder fragen: Welche Allmacht hat diese schwebenden Funken angezündet? welche Kraft macht sie fortschimmern, ohne daß wir seit Jahrtausenden eine Abnahme ihres Lichtes verspürten? O! welch ein Reichthum von Glanz und Herrlichkeit zeigt sich schon auf dem beschränkten Raume, den unser Auge umfasset? nämlich auf unserm kleinen Erdplaneten! Was muß erst das Licht aller Himmel und Welten, was der Quell alles Lichtes selbst seyn, wenn Du es nicht bist, o Gott?

XIV. Die Thiere.

Wenden wir unsere Blicke wieder von den Höhen herab auf Gegenstände, die uns näher umgeben, in deren Wesen wir tiefer eindringen, und ihre Eigenschaften besser beobachten können. Der Bau und das Leben der Thiere ist nicht minder wunderbar, als jener Himmel mit seinen Gestirnen. Hatten wir einst die Anzahl der Pflanzengattungen und Mineralien als unzählbar angestaunt, so ist diese Mannigfaltigkeit auch bey den Thieren bewunderswürdig. Von diesen lebendigen Geschöpfen giebt es, zum Beispiel, einige, die sich auf zwey, andere auf vier, wieder andere auf gar vielen Füßen bewegen; einige gehen, andere kriechen, noch andere fliegen, oder wandeln, schwimmen, und fliegen abwechselnd zugleich. Die Fittige der Vögel, und die Floßfedern der Fische gleichen den Rudern, welche die Fluthen der Luft oder des Wassers durchschneiden, und welche den Körper eines schwebenden Vogels oder Fisches hintragen, dessen Bau ähnlich dem eines Schiffes ist. Aber man bemerke hierin den weisen Unterschied, den der Schöpfer anzubringen wußte, um durch verschiedene Mittel den einen und gleichen Zweck zu erzielen: die Fittige der Vögel haben Federn, mit leichten Pflaumen gefüttert, welche in der Luft sich ausdehnen, anschwellen, aufblasen, um das Gleichgewicht in der Luftbahn zu behaupten, während die Floßfedern der Fische harte und trockene Spitzen haben, welche das Wasser durchschneiden, ohne von dem Naß durchdrungen zu werden; die aber auch, wenn die Fluth sie befeuchtet, darum nicht schwer werden.

Gewisse Gattungen von Vögel, die, wie z. B. die Schwäne, schwimmen, heben ihre Flügel und all ihr Federwerk empor, aus Furcht, daß sie solche benetzen könnten; wodurch es geschieht, daß diese Flügel und Federn ihnen wie Segel dienen. Sie besitzen die Kunst, dieses Federwerk gerade gegen die Windseite zu richten, und folglich ihren Gang schief zu nehmen, wie die Flotten auf dem Meere zu thun pflegen, wenn ihnen der Wind nicht günstig ist. Die Wasservögel, wie z. B. die Enten, haben an ihren Schwimmfüßen eine breite, ausgespannte Haut, wie die Schaufel an den Rudern, und dazwischen eine solche Säge, die es verhindert, daß sie in niedern Pfützenwässern nicht untersinken und stecken bleiben. Aber gerade von diesem Baue der Schwimmvögel haben die Menschen nach langer Beobachtung gelernt, ähnliche Maschinen zu erfinden, um das schwankende Element auf seiner Spiegelfläche zu befahren; so gering scheinende Thiere mußten die ersten Winke geben, um die Schiffbaukunst zu solcher Vollkommenheit zu bringen, in der sie sich jetzt wirklich befindet. So hat der Herr aller Dinge, seine Natur also wunderbar eingerichtet, und sie vor des Menschen Blicken wie ein Buch entfaltet, daß er stets darin was Neues lernen, und Ihn unter ihren Bildern finden und anbeten könnte! —

Unter jenen Thieren, welche wir die wilden, oder grausammen nennen, wie Löwen, Tieger, Leoparde, Wölfe ꝛc. wird eine Kraft sichtbar, die auch in ihrer Schrecklichkeit bewunderungswürdig bleibt. Diese Thiere haben ihre stärksten Nerven und Muskeln an ihren Schultern, Schenkeln

und Füßen, wodurch sie eine Geschmeidigkeit, Schnelligkeit und Kraft äussern, daß sie sich wie der Blitz wenden, und auf etwas hinstürzen können. Die Knochen ihrer Kinnlade sind von ausserordentlicher Härte und Größe, aber immer noch im Verhältniß zu ihrem übrigen Körperbaue. Sie besitzen Zähne und Klauen, die ihnen als schreckliche Waffen dienen, um andere Thiere entweder im Kampfe oder aus Heißhunger anzufallen, zu zerreissen und aufzuzehren. Diese Stärke ward nicht bloß den vierfüßigen Ungeheuern, sondern auch jenen größern Vögeln zu Theil, welche, wie die Adler und Geyer, vom Raube leben, und sich von Aesern nähren: sie sind mit Schnäbeln und Klauen von einer Härte und Schärfe versehen, welche Alles durchbohren und zerfleischen, was ihre Beute geworden. Die Sehnen und Adern ihrer Fittige sind von ungemeiner Größe, und ihr Fleisch fest und und zähe, wodurch ihr Flug einen weitern Raum zu durchstreifen, und mit äusserster Schnelligkeit zu vollführen vermag. So erheben sich diese Thiere auch, trotz ihrer Schwere, mit einer Leichtigkeit bis zu den Wolken hinan, von wo sie herab, wie der Blitz, auf ihre Beute stürzen.

Andere Thiere tragen ihre Waffen oder Zierde auf den Häuptern: sie haben entweder Hörner oder Geweihe. Ihre größte Stärke ruht in ihren Lenden und Nacken; wo hingegen andere nur langsam dahin schlendern. Jedes Thier von aller Gattung erhielt übrigens eine Waffe zum Angriffe oder zur Vertheidigung; oder es bedient sich der Waffen Anderer. Ihre Jagden, die sie zur Aeusserung ihrer

Kräfte anstellen, sind unter ihnen wechselseitige Kriege gegen einander, zur Befriedigung ihrer Lebsucht. Die Schlauheit, mit welcher einige dabey zu Werke gehen, ist so merkwürdig geworden, daß man ihre Bezeichnung selbst auf die Menschen übertragen half, wenn ähnlich thierische Eigenschaften bey diesen angetroffen werden, die Jenen gleichen. Listig wie eine Schlange, schlau wie ein Fuchs, gefrässig wie ein Wolf, grausam wie ein Tieger, furchtbar wie ein Löwe, stolz wie ein Adler, scharfsichtig wie ein Falke ꝛc. Dieß sind Benennungen, die wir täglich hören, und die von der Natur der Thiere entlehnt wurden. Es sind Merkmale, o weiser Schöpfer der Natur! wodurch du die Menschen selbst aufmerksam machen wolltest, wie sie sich vor einander in Obacht zu nehmen hätten, um solchen Eigenschaften zu begegnen, ohne sie aufzureitzen: denn seit die Sünde in die Welt kam, ist die Menschheit mehr zur Thierheit herabgesunken; sie kann nur wieder zur reinern Menschheit, oder zu ihrer höhern göttlichen Bestimmung zurückkehren, wenn sie sich Dir, o höchst vollkommenstes Wesen! durch die Religion nähert. —

XV. Fortsetzung.

Auch unter den Thieren findet man eine gewisse Ordnung, und eine bestimmte Lebensweise, wie jedes nach seiner Art und Natur zu handeln habe, vertheilt. Da ist eine Gattung, welche ihr Wohnhäuschen, oder die Wiege, in der sie geboren ward, auf ihrem Rücken herumträgt, wie die Schildkröte,

die Auster, die Schnecke: dann ist wieder eine andere, die ihre Wohnung auf den höchsten Baumwipfeln, oder in Felsenschluchten oder unter der Erde selbst baut und einrichtet; man weiß, daß die Vögel unter dem dichten Laubwerke der Wälder ihre Wohnung aufschlagen, daß Insekten ihre Eyer in die Baumrinden, oder Kohlblätter verstecken, daß die Schwalbe unter unsern Dächern, und der Storch über unsern Schornsteinen nisten mag. Der Biber sucht seinen Zufluchtsort unter den Ufern der Flüsse und Teiche, wo er das künstlichste Gebäude und Dämme anlegt, um vor Ueberschwemmung sicher zu seyn. Da der Maulwurf unter der Erde zu leben hat, so ward er mit einem so spitzen Rüssel versehen, daß er in einem Augenblicke den festesten Boden durchwühlt, um zu seiner unterirdischen Wohnung zu gelangen. Der Fuchs gräbt seine Felsenlöcher mit zwey Ausgängen, um vor Ueberfall, oder den Schlingen der Jäger sicher zu seyn; eben so verbirgt sich der Dachs, daß er nur mühsam durch Spürhunde aus seinen Schlupfwinkeln hervorgeholt werden kann. Eine solche Vorsicht legte der Schöpfer schon in den Sinn der Thiere, um ihnen ihr Wohnplätzchen auf der weiten Erde zu sichern!

Die kriechenden Thiere, wie Gewürme und Schlangen, haben wieder einen ganz andern Bau, um ihr Daseyn zu erhalten; sie besitzen den wunderbarsten Muskelbau, wodurch sie ihren Körper in zahllosen Ringen zusammenschieben oder ausdehnen können; sie durchbohren, umschlingen, schließen oder heften sich an andere Körper an, die ihnen entgegenkommen; ja mittelst ihrer schlüpferigen Natur

durchdringen sie Alles, und gelangen selbst in die Gedärme anderer lebender Wesen. Ihre Werkzeuge, woraus sie bestehen, hängen nicht zu dicht aneinander, sondern sind gleichsam gekerbt, so daß, wenn man sie zerschneidet, sie dann noch lange fortleben. Welch ein seltsamer Bau ist dieser Körper der Gewürme! und welch eine staunenswürdige Stufenweise von dem unschädlichen Regenwurme an bis zu der Riesenschlange, welche in den Wäldern der heissen Erdstriche wie Eichenstämme sich vorfindet, worüber der Wänderer stolpert, wenn sie ruht, — und die wie der Blitz auf die größten Büffel sich stürzt, wenn sie hungert, selbe umschlingt, und ihnen die Knochen zerdrückt!

Die Einrichtung des Körperbaues bey manchen Thieren ist sichtbar nach gewissen Verhältnissen berechnet. So haben jene Vögel, die mit langen Beinen versehen sind, auch einen verhältnißmäßig langen Hals, den sie abwärts zur Erde niederstrecken, um ihre Nahrung am Boden, oder in den Pfützen zu suchen. Dieser Bau dient ihnen auch im Fluge vortheilhaft; sie strecken den Hals und Schnabel vorwärts, und die Beine hinterwärts so lange aus, daß sie gleichsam eine waagrechte Linie bilden, und so die Luft wie ein Pfeil durchschneiden. Bey den vierfüssigen Thieren ist der lange Hals, wie am Kameel, nicht minder berechnet; denn wie sollte ein so hochbeinigtes Thier ohne längern Hals das Gras weiden können? oder wie möchte dieser Hals an der Spitze ein schweres Haupt tragen? Darum ward sein Kopf klein gebildet. Desto kürzer ward Hals und Nacken bey'm Elephanten

eingerichtet: welch eine Ungestalt, oder Unmöglichkeit wäre es gewesen, einem so schwerfällig gebauten Thiere den Hals eines Kameeles zu geben? Damit es ihm aber an der Erreichung seiner Nahrung nicht fehlen möchte, gab ihm der Herr der Natur einen langen Rüssel, von so feinen, biegsamen und empfindlichen Nerven und Muskeln, daß dieses gewaltige Thier, welches wie ein Erdhügel dasteht, sich dieses Rüssels wie einer **Hand** bedient, um aufzufassen, oder wegzuschleudern, was es suchen, oder wegwerfen will. Dieser Rüssel ist seine Waffe und sein dienstthuender Arm; sein Kopf ist klein, sein Auge ruhig, und sein schwerer Leib lastet auf vier Säulen, die ihn tragen, wohin er will; es ist ein kluges und gutmüthiges Thier; aber wehe dem, der es muthwillig beleidigt; es schlägt ihn mit dem Rüssel nieder, und zertritt ihn mit den Füssen; und wenn das starke Pferd nur **einen** Reuter trägt, so trägt sein Rücken einen Thurm voll Menschen! —

Verschiedene Thiere scheinen ganz eigentlich für den Menschen erschaffen zu seyn. Vor allen liebt der **Hund** die Gesellschaft des Menschen, und dient ihm auf die mannigfaltigste Weise; sey es zu Hause, wo er ihn und die Seinigen bewacht, oder auf der Jagd, wo er seinem Vergnügen und Vortheil entspricht. Der Hund ist ganz dazu gemacht, seinem Herrn zu schmeicheln, sich von ihm abrichten zu lassen, daß er im Umgange mit ihm oder andern geschmeidig, artig, freundlich und selbst zärtlich seyn könne; daß er sich zur Hut der Heerden oder jedes andern Eigenthums, oder zur Auffindung der Beute gebrauchen lasse; oft auf die uneigennützigste Weise, um

nichts zu begehren, oder von dem anzurühren, was sein Herr genießen will. Nicht selten daher, daß man solche Thiere treuer und brauchbarer als die Menschen selbst gefunden hat! — Das Pferd ist zwar edler, schöner, stolzer in seiner Gestalt, aber nicht minder brauchbar für den Menschen, und ihm ergeben. Dieses Thier wie noch manche andere stehen unter unserer Leitung, um in unsern Arbeiten auf dem Felde, in unseren Reisen, und selbst in unsern schrecklichen Kriegen hilfreiche Dienste zu leisten, und alle Lasten zu theilen. Sie sind gemacht, zu tragen, zu laufen, Bequemlichkeit oder Nutzen zu verschaffen; sie gehorchen unserm Rufe und bewegen sich nach unserm Händedruck. Wie gesagt, sie theilen selbst unsere Gefahren, riechen den Streit schon vor dem Schlachtgetümmel, und retten nicht selten in der dringendsten Noth ihren Reiter! —

Andere häusliche Thiere sind der köstliche Reichthum unserer Landwirthschaft: so bekamen die Ochsen zu ihrem Antheile Stärke und Geduld, um den Pflug zu ziehen und dem Landmanne zu helfen, daß er den Acker durchfurche; so geben sie in der Mast die kräftigste Nahrung für den Menschen. Die Kühe hingegen liefern uns die unversiegbaren Ströme von Milch, die reinlichste Kost für Kinder und Kranke. Die Schaafe versehen uns mit dem Ueberflusse ihrer Wolle, welcher Ueberfluß sich an ihnen immer erneuert, so daß sie alljährlich geschoren werden müssen. Die Ziegen geben ein langes, ihnen unnöthiges Haar, woraus der Mensch Stoffe zu seiner Bedeckung bereitet. Alles ist an solchen zahmen Thieren nützlich: ihr Fleisch zur Nahrung, ihre

Haut zur Bekleidung, ihre Haare zu tausend Geräthschaften, ihre Nerven und Sehnen zu allerlei Instrumenten; und dieser Nutzen erstreckt sich bis in die kältesten Erdstriche, oder in die heissesten Sandwüsten! Das Rennthier ist dem Samojeden und Lappländer ein Schatz, woraus er alle Bedürfnisse befriediget; und den Wanderern in den Afrikanischen Wüsten muß das geschlachtete Kameel noch zur Erquickung dienen, um aus seinem Magen das gesammelte Wasser zu trinken, ehe sie vor Durst verschmachten! —

XVI. Fortsetzung.

Also hat der Herr und Schöpfer der Natur diese Thiere nicht nur mit allem Nothwendigen versehen, was sie selbst zu ihrer Existenz bedürfen, sondern noch überdieß mit einem Ueberfluße, der uns Menschen nähren und kleiden und vor den rauhesten Anfällen der Nordwinde und Nachtfröste zu schützen vermag. Seine weise Vorsicht gab jenen Thieren, welche wenig oder fast gar keine Haare haben, eine so dichte und harte Haut, daß sie vor äussern schädlichen Eindrücken möglichst geschützt sind; diese Haut ist entweder von der Farbe und Festigkeit einer Baumrinde, wie bei den Elephanten; oder von knöcherner Härte, wie bei allen Schuppen- und Schaalthieren: diese Schuppen oder Schaalen sind fest übereinander gereihet, wie Dachziegel; oder gleichen den Schilden, die einen geharnischten Mann bedecken, wie bei dem Gürtelthiere; sie sind demungeachtet beweglich, daß das damit bekleidete Thier

sie ausdehnen, oder zusammenziehen könne, wie es nöthig werden dürfte, wenn es die Nahrung oder Vertheidigung erheischet. Auch aus diesen Knochen, Schuppen, Schaalen und Muskeln wußte der sinnende Geist des Menschen allerley Vortheile sich zu verschaffen, woraus wir sehen, daß Gottes Güte nicht nur die Planzen zu unserem Nutzen erschuf, sondern auch die Thiere zu gleich nützlichen Zwecken bauen wollte.

Unzählig sind die Beweise der allwaltenden Güte und Vorsicht Gottes! Während er wollte, daß es den Schaafen nie an Wolle fehlen sollte, sich und uns warm zu bekleiden, muß auch der Seidenwurm für unsère Pracht und weichere Bequemlichkeit den feinsten Faden spinnen, und sich dabey selbst verzehren. Diese Seidenwürmer machen aus ihrem Gespinste eine Art von Grab, worein sie sich mit ihrer Arbeit verschließen; in welcher Zwischenzeit ihre Verwandlung vor sich geht, wo sie nach abgelegter Raupengestalt als ein bunter Schmetterling hervorgehen, und so ihre Gattung verewigen. Welch ein Bild für den aufmerksamen Menschen! Wer sieht nicht auch seine Gestalt im Grabe vermodern? und wer soll nicht glauben können: daß auch mit ihm eine Verwandlung vorgehen werde, wodurch er als ein schöneres Wesen in einer andern Region wieder fortleben wird? Soll der Wurm eine glücklichere Bestimmung haben als der Mensch? Nein, Natur und Religion geben die tröstlichsten Winke; die Unsterblichkeit und das Fortleben in Deiner glorreichen Nähe, o ewiger Vater des Universums! wird unsere herrlichste Be-

stimmung seyn! und dem Christen ward hierüber in der Wiedererstehung seines Erlösers die vollgiltigste Bürgschaft zu Theil!

Lasset uns noch weiters in die Haushaltung der Thiere blicken, um uns von der weisen Güte Gottes zu überzeugen. Wir bemerken, wie von einer andern Seite die Bienen ein emsiges Völkchen ausmachen, die den köstlichsten Saft aus den wohlriechenden Blumen saugen, um daraus sich und uns die süßeste Nahrung, den Honig, zu bereiten. Welch ein Fleiß, welche Ordnungsliebe und Reinlichkeit wird an diesen kleinen Thieren bemerkbar! Wer lehrte sie die Kunst, ihre Zellen zu bauen, sich darin wie eine Familie anzusiedeln, ihre Obrigkeit zu erkiesen, dieser mit aller Treue anzuhängen, ihre Todten wegzuschaffen, und im Ganzen eine Haushaltung zu beobachten, wie man sie kaum in menschlichen Staatseinrichtungen zu finden gewohnt ist? — Allein scheuen wir uns nicht das unzählige Heer von Insekten unserer Betrachtung werth zu halten; denn auch bey ihnen bleiben die Verwandlungen ihres Wesens in Fliegen oder Würmer eine wunderbare Erscheinung. Halten wir sie gleich für überflüssig, so kommt es daher, weil wir nicht jeden Nutzen der vorhandenen Dinge gleich einsehen; und klagen wir über ihre Menge, so vergessen wir, daß in der ganzen Natnr die größte Mannigfaltigkeit herrscht, wovon auch die Insekten einen Theil ausmachen. Welch ein herrliches Schauspiel gewährt nicht diese ganze Schöpfung dem Auge eines Vernünftigen? Wie sollte er nicht das vielfache

Gemälde so vieler thierischen Republiken bewundern, deren jede ihre besondere Einrichtung hat? Alles in ihnen beweiset, wie sehr die schaffende Hand ihres ewigen Künstlers den rohen Stoff, die schlechte Materie zu veredeln wußte, daß alle seine Werke ein Meisterstück geworden, die Alles übertreffen, was der Mensch nachbilden konnte. Alles setzt uns in Erstaunen, bis zur geringsten Mücke herab! Wenn in den verschiedenen Erdstrichen die vielen, oft schädlichen Mückenschwärme eine große für Menschen und Thiere, ja eine wahre Landplage sind, so ward dieser Umstand für ihn eine Erinnerung, daß er hienieden kein Paradies, sondern einen Prüfungsort finden sollte, wo er das Gute nur unter Erduldung von Uebeln zu verkosten, und hieran seine Geduld und seine Ueberlegung zu üben habe! —

XVII. Rückblick. Von den größten Körpern im Weltall.

Es sey uns nun vergönnt, noch näher in Gottes Naturtempel einzutreten, und darin die Wunder wahrzunehmen, welche sowohl in den größten, als auch in den kleinsten Dingen sichtbar werden, wenn wir sie mit prüfendem Auge erforschen. Wir haben zwar schon von dem Firmament und dessen Gestirnen, so wie von unserer Erde und deren Eigenschaften etwas im Allgemeinen gesprochen; hier möchten wir von allen diesen Naturgegenständen noch insbesondere reden, da alle Körper, welche dieses Universum ausmachen, von der Sonne an, bis

zum Sonnenstäubchen herab, die Merkmale ihres unendlich großen Schöpfers mit sich führen. Alles ist wundervoll und des höchsten Lobes werth, was die ewige Allmacht gebaut hat, und wie sie es einrichten wollte! Wir werfen hier noch einmal einen Blick auf die größten Weltkörper, bis wir auf die kleinsten zurückkommen, und später auch in die Einzelnheiten des thierischen und menschlichen Baues eindringen können.

Ich blicke zu dem unermeßlichen Blau des Himmel empor, und sehe die Sonne, welche, ob sie gleich viel tausendmal größer, als unsere Erde ist, dennoch in jenen Höhen nur wie ein glänzender Ballen erscheint; ich sehe, wie sie unendliche Räume durchkreiset, in deren Vergleich sie selbst nur als ein leuchtender Punkt zu betrachten kommt. Ich sehe noch andere Gestirne, die vielleicht noch weit größer im Umfange, als die Sonne, sind, (wie die Sternenkundigen berechnen) und die ihre Bahnen noch in größern Räumen durchlaufen; ich sehe weiße Flecken, die in endlosem Abstande von uns, mit Hülfe optischer Instrumente abermals leuchtende Sphären zeigen, die dem freyen Auge kaum erreichbar, und selbst den schärfesten Ferngläsern an Zahl und Größe unbestimmbar bleiben: welcher Geist zählt und überschaut alle diese Körper, bey deren Anblicke uns schwindelt?! Welcher Geist berechnet ihre Größen, und ordnet ihren Lauf, als nur Derjenige, der sie erschuf?!

Wenn aber schon diese Erde, die wir bewohnen, und die doch im Vergleich mit jenen ungeheuern Weltkörpern nur ein winziger Punkt ist; wenn,

sag' ich, schon diese Erde einen solchen ausgedehnten Umfang besitzt, zu deren Umschiffung Jahre erfordert werden, und unser Auge ihr äusserstes Ende nirgends erblickt: wer soll vor solchen Größen nicht erstaunen, die alle so im Verhältniß und Gleichgewichte geordnet sind, daß keine die andere berührt, oder in ihrem Laufe stört, und dennoch die unermeßlichsten Längen im Weltraum durchlaufet, und zwar in solcher Ordnung und Mannigfaltigkeit, daß selbst die verschiedenartigste Bewegung und Dauer ihre Vollkommenheit erprobet? Wenn nun schon manche Menschenhand so Künstliches vollbringt, daß unser Verstand darüber in Verwuuderung geräth, und solch ein Kunstwerk nicht immer gleich begreift: welche Hand muß die gewesen seyn, die den unendlichen Bau zahlloser Welten in unabsehbare Räume hingestellt, und ihm Bewegung, Licht und Ordnung zugetheilt hat? welche Hand ist es, die gleichsam (wie die heilige Schrift sich ausdrückt) „die Leitung dieses Weltalls spielend handhabt?" O unendliche Macht und Größe, wer soll in Dir nicht Gott erblicken, und Ihn demuthsvoll bey Anerkennung unsers Nichts anbeten?! Ewig gebührt Dir Lob und Preis von Allem, was athmet und denkt! Deine Güte und Kraft ist ohne Gränzen! Aber zu arm ist Alles, was wir von Deiner Majestät auszusprechen vermögen! —

XVIII. Von den kleinsten Körpern im Weltall.

Gott ist also nicht nur in seinen großen Werken wunderbar und anbetungswürdig, sondern Er ist es auch in den allerkleinsten. Bey aufmerksamer Betrachtung wird sich auch in den kleinsten, geringscheinenden Dingen eine Art von etwas Unendlichem zeigen, das uns in Erstaunen setzt, und alle unsere Begriffe übersteigt. Wenn wir nämlich schon in einer Milbe, wie am Elephanten oder Wallfische, vollkommen gebaute Gliedmaßen antreffen, wenn wir in diesem unscheinbaren Thierchen einen Kopf, einen Leib, Beine und Füße, wie bey größern Thieren wahrnehmen, so ist dieß schon ein Umstand, der aller Aufmerksamkeit werth ist. Finden wir überdieß noch in jenem winzigen Thierchen, (wie in allen seiner Art, die wie lebende Stäubchen aussehen) in jedem Theile seines Körpers Muskeln und Nerven, Aederchen und Adern mit Blut erfüllt, und in diesem Blute Lebensgeister, vielfache Verzweigungen und Wassergefäße; in diesen Gefäßen Feuchtigkeiten, deren Tropfen selbst wieder aus verschiedenen Stoffen zusammengesetzt sind, daß man in dieser Zusammensetzung nie auf den letzten Grund gelangt, folglich auf Spuren unendlicher Theile eines unendlichen Ganzen stößt: wie müssen wir da nicht von gerechtem Staunen hingerissen werden, und eine unerschöpfliche Urkraft ahnen, die auch in den unansehnlichsten Dingen eine Macht und Weisheit offenbart, die nur Gott allein zukommt! —

Mit Hülfe eines Vergrößerungsglases entdecken wir in jedem Körnchen eine Verschiedenheit von tausend andern Dingen, die unserm freyen Auge unsichtbar bleiben; und wie viele Körper mag es noch geben, deren innere Beschaffenheit auch die Vergrößerungsgläser nicht durchdringen, um Alles zu zeigen was darin enthalten ist? Was würden wir nicht alles noch entdecken, wollten wir bei jedem Gegenstande verweilen, und alle Hülfswerkzeuge anwenden, um dessen Einzelnheiten zu zergliedern? Diese Mühe bleibt den Naturforschern überlassen, welche alle Bestandtheile eines Dinges zu kennen verlangen, um aus solcher Kenntniß Nutzen zu ziehen: aber die ewige Vorsehung beschränkte unsern natürlichen äussern Blick nur für das Nothwendigste; wir müßten sonst in jedem Nahrungsstoffe Dinge sehen, die uns mit Schrecken oder Eckel erfüllen würden! Unser Gesichtssinn hat also seine bestimmten Grenzen; manchen Thieren ward er nöthigermaßen geschärfter zu Theil; und der Mensch hilft diesem Sinne durch Kunstwerkzeuge auf. Wo auch diese Kunstwerkzeuge nicht auslangen, können wir uns durch die Einbildungskraft Rath schaffen, wodurch wir nicht selten die wichtigsten Entdeckungen machten. Mittelst dieser Kraft ahnen wir die Mehrheit der Welten, ja ihre Unzähligkeit, da wir durch Vergleichungen mit andern sichtbaren Dingen auf das Daseyn noch vieler unsichtbaren schließen, wir sehen durch sie eine unermeßliche Kette von Körpern, deren Ringe in's Endlose fortlaufen, so daß es dem menschlichen Geiste unmöglich wird, sie alle aufzusuchen! —

Worin aber der Mensch allein ermüdet, wo er bei Aufzählung aller Wunder in den kleinsten Dingen unterliegen müßte, da liegt Alles klar wie Tageshelle vor Deinen Augen, Du Allsehender! da giebt es keine Sache, keine Eigenschaft, die Dir verborgen wäre! Dir, dem alle unsere Puls- und Herzensschläge, dem alle unsere Haupthaare bekannt sind! Oder solltest Du, der das Herz baute, nicht wissen, was er fühlt? solltest Du, der das Licht erschuf, nicht auch die Nacht durchblicken können, da vor Dir kein Mangel des Lichtes statt findet? solltest Du nicht überall seyn, da Zeit und Raum nur durch Deine Schöpfung entstanden? und sollte Dir unbekannt bleiben, was Geister denken, da alle Geister nur Ausströmmungen Deines Wesens snd? O wie viele Wunder Deiner Allmacht werden uns schon aus Deinen kleinsten Werken sichtbar! o wie viele andere bleiben uns selbst in sichtbaren Dingen noch verborgen! —

XIX. Vom thierischen Instinkt.

Wir haben oben von der Pflanzen- und Thierwelt nur im Allgemeinen Betrachtungen angestellt; hier wollen wir näher in das Wesen der Thier-Maschine eindringen. Wenn auch die Pflanzenwelt in ihrem Wesen durch Mannigfaltigkeit Zierde, Nutzen und stilles Fortblühen reich an Wundern bleibt, so ist doch die thierische Natur, als eine mehr belebte, und geistig wirkende Schöpfung, noch unendlich reicher und merkwürdiger. Wir zählen in ihr drey Haupteigenschaften, die

unsere Aufmerksamkeit verdienen. Jede thierische Maschine besitzt einen verborgenen Antrieb, sich zu vertheidigen gegen Alles, was ihr verderblich werden wollte, welcher Antrieb überhaupt der Instinkt heißt; sie besitzt die Kraft, sich durch angemessene Nahrung zu erhalten und gleichsam zu erneuen; sie besitzt endlich die Macht, ihre Geschlechts-Gattung fortzupflanzen. Wir verweilen hier einstweilen bey'm Instinkte.

Die Thiere besitzen einen innern Trieb, der sie leitet, das für sie nützliche aufzusuchen, und all das zu fliehen, was ihnen schädlich seyn könnte; dieser Trieb, weil er ihnen angeboren ist, erhielt den Namen Instinkt. Den verborg'nen Grund dieses Antriebes aufzusuchen, bleibt eine vergebliche Mühe; der Mensch muß mit zunehmenden Jahren alles das erst lernen, was ihm dienlich oder nachtheilig ist; dem Thiere ward es mit der Geburt zu Theil; aber die Uebung ist Beiden das Mittel zur Erreichung größerer Vollkommenheit in ihren Verrichtungen. Nicht ungerecht war diese Austheilung des mehr oder minder feinen Instinktes für die Thiere, oder des mehr oder minder scharfen Verstandes bey den Menschen; nach gewöhnlicher Ordnung erreicht der Mensch ein größeres Lebensalter, als das Thier; eben so ist der Kreis des Wissens, oder Kunsttriebes, bey'm Thiere kürzer, einfacher und beschränkter als bey'm Menschen. Jedes Thier bedarf nur einer Kunst; aber der Mensch erfindet der Künste so viele, die er immer noch mehr zu verbessern sucht, um seine Bedürfnisse leichter und angenehmer zu

befriedigen. Selbst der Vertheidigungstrieb ist bey den Menschen eine Kunst geworden! —

Das Lämmchen riecht von ferne seine Mutter, und läuft ihr entgegen; aber das Schaaf fühlt ein geheimes Entsetzen bey der Annäherung eines Wolfes, den es nur kaum zu unterscheiden vermochte, und sucht zu entfliehen. Der Hund, besonders die Gattung der Jagdhunde, besitzen den feinsten Spürsinn; wie der gewöhnliche Hund seinen Herrn durch den Geruch aufsucht, so findet der Jagdhund durch den Geruch die Spur des Hirsches. Die Rinder auf der Weide riechen die Veränderung der Witterung durch die Luft, und das Pferd hört das ferne Traben des Kriegsgewühles, oder wie Hiob sagt, es riecht den Kampf. Jedes Thier, und jede Gattung kennt, bis auf wenige Ausnahmen, seinen Feind; es kennt seine Jungen und seine Nahrung. In jedem Thiere steckt eine Kraft, die in ihm alle Lebensgeister sammelt und aufregt, alle Nerven anspannt, alle Gelenke geschmeidig macht, und ihre Schnelligkeit ungemein vermehrt, sobald eine Gefahr sich zeigt; diese Gefahr weckt ihren Instinkt, wodurch sie eine Stärke, eine List, eine Behändigkeit äussern, die oft an's Wunderbare gränzt: also wollte es ihr Schöpfer, auf daß alles Lebendige die Mittel fände, sein Leben im Nothfalle zu vertheidigen. Wo auch das Einzelne mißlingt, das Ganze der Gattung weiß sich zu erhalten.

Wir Menschen sind oft genöthigt, wenn wir die Geschicklichkeit, die List, Stärke nnd Gewandtheit der Thiere wahrnehmen, auszurufen: wahrlich, sie haben Verstand! Mit seltener Schlauheit wissen

die Wölfe sich in mehrere Haufen rings um eine Hürde zu vertheilen, wenn sie die Schaafe rauben wollen; einer von ihnen wagt den Angriff, und während der Schäfer mit seinem Hunde ihn verfolgt, stürzen die andern aus ihrem Hinterhalt auf die Beute hervor. Hierin ist ein überlegter Angriff zu ersehen! Von einer andern Seite wissen mehrere weidende Pferde sich auf einsamen Grasplätzen in der Nähe von Wäldern durch ein inneres Gefühl augenblicklich zu versammeln, wenn ihnen eine Gefahr droht. Wie sie merken, daß reissende Thiere zum Raube herannahen, reihen sie sich schnell in eine Gruppe dicht zusammen, mit den Köpfen an einander, und ihren Hintertheil von der Rückseite preisgebend. Sobald die Wölfe, oder andere gefährliche Thiere auf sie zustürzen, werden diese von den Hinterbeinen oder Hufen der Pferde zurückgeschleudert, und oft mit so glücklichem Erfolge, daß die Angreifenden mit Schaden entfliehen. Hierin ist eine überlegte Vertheidigung wahrzunehmen! Wie kunstreich ist nicht der Kampf eines Falken mit dem Geyer, oder jener eines Sperbers mit einer Weihe. Welche Züge, Krümmungen, welches Ausweichen, Begegnen, Angreifen oder Entweichen in den Höhen der Lüfte, bis der schwächere Theil verwundet herabsinkt! — welche Klugheit, schnelle Umsicht, Wendung und Aufmerksamkeit legt auf den Jagden der Hund an den Tag? — Wahrlich, der verständigste Mensch muß hierüber erstaunen, und kann sich dieß Räthsel nicht lösen? —

Was ist also der thierische Instinkt? ist er die Folge des Nachdenkens und Urtheils? Wer lehrte

die Thiere die Regeln der Schwimmkunst, des Fluges, des Schnell-Laufes, des Angriffes, der Vertheidigung? Wo sind ihre Meister der Mechanik und Mathematik? Und doch zeigt der Biber in seinem unterirdischen Wasserbau, wie die Schwalbe in dem Bau ihres Nestes an flacher Wand, und die Biene in der Einrichtung ihrer Honigzellen Merkmale, Spuren solcher Kunstregeln! Wer gab diese ersten Antriebe, Anlagen, Kunsttriebe und Fertigkeiten, wenn nicht ein wirksamer, schaffender Geist, der die ganze Natur und alles Lebende in ihr hervorgebracht hat? wenn nicht ein ewig selbstständiges Wesen? ein Wesen, das alle diese Wunder erzeugte, ohne selbst gezeugt worden zu seyn? —

XX. Von der Nahrung der Thiere.

Jedes vernünftige Wesen, welches die Natur und Einrichtung der Thiere aufmerksam beobachtet, muß das Geständniß ablegen: daß nicht nur jener Vertheidigungstrieb, sondern auch die Kraft, sich durch eine angemessene Nahrung zu erhalten, wunderbar bleibt. Welch eine merkwürdige Erscheinung ist solch eine belebte Maschine, die sich im Laufe ihres Daseyns unabläßig zu stärken, und gleichsam zu erneuen bemüht ist! Da jedes thierische Leben in seinen Kräften auf eine gewisse Dauer beschränkt ward, so erschöpft es sich durch Arbeit und Anstrengung leicht; und je mehr es ermüdet wird, desto mehr fühlt es sich angetrieben, die abgängige Kraft seines Wesens durch Nahrung zu ersetzen; der

Hunger treibt es an, diese Nahrung aufzusuchen. Aber der gütige Schöpfer hat eine weite Tafel für seine hungernden Geschöpfe an allen Enden der Erde hingerichtet, und solche mit allem Nöthigen versehen: Aller Augen warten auf Ihn unwillkührlich, daß Er sie speise! Jedes Thier findet die geeignete Nahrung, wohin es ihr Instinkt führt, den ihnen Gott gegeben, daß sie täglich an ihrem Wesen dasjenige wieder herstellen, was sie verloren haben.

Demnach nimmt das Thier in seinen Körper eine fremdartige Substanz auf, die durch eine Art von Verwandlung seine eigene wird. Kaum daß sie gekaut ward, gestaltet sie sich in einen flüssigen Brey um, der sich in den Magengefäßen wieder so läutert, als ob er durch etwas geseihet worden wäre, damit ja aller gröbere, unreine Stoff davon ausgeschieden werde und nur das Feinste, Köstlichste zu seiner Bestimmung gelange. Dann kommt dieser bearbeitete Stoff in's Innerste, zum Feuerherde des Lebens, zum Herzen, wo er sich verdünnet, und zu Blut und Saft wird: dieses Blut, und dieser Saft kreiset durch alle Adern und Kanäle des Körpers, vermehrt die Bestandtheile des Fleisches, und wird selbst Fleisch. So werden die verschiedenartigsten Stoffe von Nahrung das eine und nämliche Fleisch. Jene Nahrung, die vorher was unbelebtes, oft etwas sehr geringartiges war, dient nun dazu, das Leben des Thieres zu erhalten, ja, wird zum Thiere selbst. Die Theile dieser Nahrung, aus denen sie bestand, haben unbemerkbar eine gänzliche Veränderung erlitten; das Köstliche von ihnen verwandelt sich in das Wesen des Thieres selbst, die

übrigen verflüchtigen sich durch beständige Ausdünstung, oder sonstige gröbere Absonderungen. Was noch vor einigen Jahren, zum Beyspiel, ein Pferd war, davon ist gegenwärtig nichts mehr als Luft oder Dung übrig, weil der Tod sein Wesen aufgelöset, und die Menschen das Brauchbare davon, Haare oder Haut, verarbeitet haben; dagegen ist durch Dung und Luft ein Fruchtgras gewachsen, das den Haber brachte, welche Nahrung das junge Thier so stärkte, daß wieder ein kräftiges und muthiges Pferd daraus wurde: eine unmerkbare Verwandlung vom Tode zum Leben, und umgekehrt, gibt das staunungswürdige Schauspiel, daß diese Thiermaschinen sich durch zweckmäßige Nahrung zu erhalten und zu erneuen wissen. Aber den Trieb, die Anregung hiezu, wer hat diese den Geschöpfen mitgetheilt, wenn nicht ein allmächtiger Schöpfer? — Und dieser bist Du, o Gott! der Leben gibt, und Leben nimmt, weil Du Alles allein einzurichten und zu erhalten verstehst, und kein Geschöpf Dich fragen darf: Warum hast Du mich so gemacht.

XX. Von der Erhaltung durch den Schlaf.

Noch eine weise Einrichtung hat Deine gütige Vaterhand, o Gott! in der Natur veranstaltet, daß der thierische Instinkt der Befriedigung seines Wesens durch Nahrung, auch noch die der Ruhe, oder des Schlafes beygesellte. Das Thier unterbricht zu gewissen Stunden nicht nur alle äußern Bewegungen, sondern auch alle vorzüglichen von Innen, die seine Lebensgeister zu sehr aufregen oder zer=

streuen würden: die äußern Bewegungen sind die seiner Arbeit, die innern die seiner Verdauung. In dem Zeitpunkte seiner Schlafesruhe bleibt ihm zwar noch das Athmen und Verdauen in mäßiger Thätigkeit; allein alle übrigen heftigen Bewegungen, die seine Kräfte zu sehr abnützen würden, sind inzwischen aufgehoben. Diese Schlafesruhe, welche eine Art von Bezauberung oder Lähmung aller Thätigkeit von Außen ist, wiederholt sich täglich, und gerade in dem Zeitpunkte, wo die Nacht eintritt, und die Finsternisse den Erdkreis bedecken, sonach alle Arbeit einstellen. Jede Ruhe ausser dieser Zeit ist wohl ebenfalls möglich, aber nie so erquickend, weil jedes Tagesgetümmel, und das Licht selbst, der stillen Ruhe minder günstig bleibt

Wer hat nun diese Geschäftsunterbrechung, diese periodische Ruhe den Thieren in den Sinn gelegt? und die Ruhe selbst erfunden? Wer erfand solche Pausen, und den gehörigen Zeitpunkt, wo die Wirksamkeit, das thätige Leben dieser Thiere wieder fortfahren sollte? und wer verstand es, genau zu unterscheiden, welche Verrichtungen oder Kraftanstrengungen unterbrochen werden müßten? Den andern Morgen ist alle Müdigkeit verschwunden, die Kräfte haben sich wieder hergestellt, das Thier arbeitet mit einer Leichtigkeit, als ob es vorher nie sich angestrengt hätte; es empfindet eine Lebhaftigkeit, wodurch es, wie neu gestärkt, sich abermals zu jeder ihm gewohnten Arbeit herbeyläßt. Die Nerven bekommen neue Spannkraft, obgleich stets mit Lebensgeistern erfüllt; das Fleisch ist gelenksam, die Haut unbeschädigt, ob sie gleich durch vorhergegangene Abnützung aufge-

rieben zu seyn schien. Diese Krafterneuerung erstreckt sich auf die Menschen nicht minder, so daß ihr Geist leichter wirkt, wenn ihr Körper der nöthigen Nachtruhe theilhaft geworden. Welch ein rastloser Ersatz verlorner Kräfte wird mit jedem Morgen in der thierischen, wie in der Pflanzenwelt sichtbar! Während das lebende Thier so viele unbelebte Dinge um sich her abnützet oder verzehrt, bleibt es selber nicht nur ganz, sondern gewinnt eine Zunahme, eine Vervollkommnung seines Wesens. Der Nacken, die Haut eines Reitpferdes nützt an den Satteln das Fell anderer Tiere ab, und selbst bleibt es im gesunden Zustande verschont; selbst der zarte Körper eines Kindes, wie viele Kleidungsstücke nützt er durch seine Beweglichkeit nicht ab? Würde diese Krafterneuerung im Wachsthume der Menschen und Thiere, und nach jeder täglichen Erholung immer fortwähren, immer zunehmen, so wäre solch' ein Zustand die Sache der Vollkommenheit — das Bild einer körperlichen Unsterblichkeit — das Geschenk einer ewigen Jugend! Ob dieser Zustand einst hienieden gewesen? und ob die erste Sünde den körperlichen Tod in die Welt gebracht? wer weiß es? Aber sicher ist, daß die tägliche Krafterneuerung nur eine unvollkommene ist; daß auch, trotz jeder Nahrung und Schlafesruhe, das thierische Körperleben seine Kräfte mit den Jahren abnützt, schwächet, und unmerklich verliert; mit einem Worte, daß es altert: weil alles Erschaffene begränzt ist, und die Merkmale seines vormaligen Nichts an sich trägt; ja weil Alles, was einen Anfang in der thierischen Schöpfung hat, auch sein Ende finden muß! Nur Du, o höchster Geist!

bist ohne Anfang und Ende; nur Dein Wesen ist unerschaffen; Du bist ewig dauernd, und gibst Unsterblichkeit nur jenen Geistern, die Dich lieben, und vor Dir treu erfunden werden! —

XXII. Von der Fortpflanzung und dem Erhaltungstriebe.

Unter den endlosen Wundern Gottes, die in dieser Schöpfung sich unsren Blicken zeigen, ist vorzüglich die unausgesetzte Vermehrung oder Fortpflanzung lebendiger Wesen eine der merkwürdig-Erscheinungen! Man betrachte jedes einzelne Geschöpf an und für sich, so sehen wir, daß kein Grashalm, keine Blume, kein Baum, aber auch kein Thier immer fortbesteht: Alles altert, geht vorüber, verschwindet, und sein Wesen scheint vernichtet zu seyn. Betrachten wir aber die Gattungen, die Geschlechter der erschaffenen Dinge, so besteht Alles, Alles ist bleibend, und bey aller wechselweisen Umgestaltung dennoch unveränderlich. Alle diese verschiedenen Gattungen und Geschlechter erhalten sich seit Jahrtausenden; keins von ihnen ist ganz untergegangen, wenn auch die Art derselben in der Urzeit viel anders, oder ungeheuer gewesen zu seyn scheinet; wie es die Knochen und Zähne des Mammuth's, einer Gattung Elephanten, andeuten, die man in Sibirien, und auch anderwärts in Gerippen aufgefunden hat. Wir sehen ferner, daß von den Thiergeschlechtern sich keins zum Nachtheile der andern bis in's Uebermaß vermehrt; daß vorzüglich die reissenden oder wilden Gattungen im Verhältniß zu den zahmen in geringerer Anzahl vorhanden sind: denn wäre hier der Fall

umgekehrt, so würden Löwen, Tieger, Bären und Wölfe die Hirsche, Rehe, Schafe und Ziegen sammt Rindern und Pferden aufzehren, und selbst der Mehrheit der Menschen gefährlich werden, ja die Erde entvölkern!

Wer ist nun Derjenige, der in solcher Anordnung seit Anbeginn das Gleichmaß einhält? der weder alle diese Thiergattungen vernichtet, noch sie im Uebermaße hervorkommen läßt? Wer traf das Verhältniß so genau, daß die Ungeheuer des Meeres, wie Wallfische, Seehunde, oder in großen Strom-Ufern die Krokodille, stets die kleinste Anzahl ausmachen, indeß das Geschlecht der Häringe sich in's Unendliche vermehrt?

Man sagt uns: alle diese Verhältnisse habe die Natur eingerichtet, und zwar nach unabänderlichen Regeln! Was ist aber das für eine Natur, die mit solchem Verstande, solcher Weisheit Alles abgewogen? Gibt die Natur, oder der Inbegriff alles Vorhandenen, sich selber Gesetze? oder hat sie vielmehr diese Gesetze von einem andern thätig wirkenden Wesen erhalten, der ihr Hervorbringer, Schöpfer, Werkmeister, Künstler gewesen? mit einem Worte, der ihr und unser Aller Gott ist? — Gibt eine Uhr sich selbst die Regeln der Mechanik, wornach ihr Räderwerk gehen, und zur Anzeige der Stunden Zeiger drehen soll? oder ist ihr Verfertiger die Ursache ihres richtigen Ganges? — Und welch' ein unendlich größerer Mechaniker ist nicht der Schöpfer des größten aller Uhrwerke, des Universums?! —

Lasset uns noch in Kürze erwägen, was man von dem staunungswürdigen Erhaltungstriebe erzählt hat. Bewundern wir mit Recht die Sicherheit, womit ein Hund, zum Beyspiel, sich auf den dritten oder vierten Weg hinstürzt, sobald er merkt, daß das Wild, so er verfolgt, auf den zwey ersten Wegen keinen Geruch zurückgelassen. Staunen wir, daß die Hirschkuh im Laufe, wie man sagt, ihr Junges weit von sich wirft, und zwar in einem verborgenen Winkel; damit die Hunde nicht dessen Spur durch den Geruch auffinden. Schenken wir unsere Aufmerksamkeit selbst einer Spinne, die das feinste Gewebe aus ihrer Feuchtigkeit spinnt, um den Fliegen die zartesten Schlingen zu legen, worin sich diese verfangen, damit umwunden und gefesselt werden, daß sie nicht mehr entkommen. Betrachten wir verwundernd den Reiher, der, wie man erzählt, seinen Kopf unter seinen Fittig hinabsenkt, um unter dem Gefieder seinen Schnabel zu verbergen, womit er den Magen des Raubvogels zu durchbohren gedenkt, der auf ihn losstürzt. Lasset uns dieses wenige und tausend andere Kunsttriebe berücksichtigen: was ist der Schluß hievon? was anders: als daß die ganze Natur überreich an Wundern Dessen sey, der sie erschaffen hat?! —

XXIII. Der Mensch.

Wir haben bisher in der ganzen Schöpfung so viel Staunenswürdiges angetroffen, daß wir vom

Sandkörnchen, bis in's Pflanzen- und Thierreich herauf, einen höchst weisen Urheber anerkennen mußten. Es wäre ungerecht, noch länger bey den Thieren verweilen zu wollen, ohne zu dem vornehmsten Gegenstand der irdischen Naturen, zu dem Menschen überzugehen, um dessen innern Grund zu erforschen, und in ihm das vorzüglich zu entdecken, was von den Thieren ihn unterscheidet, und seine höhere Bestimmung zu erkennen gibt; damit wir auch begreifen lernen, wessen Bild er eigentlich an sich trägt. Bereits zeigten sich in der ganzen Natur nur zwey Gattungen lebender Wesen meinem Blicke: die eine Einsicht, eine Kenntniß verrathen; und andere, die nichts davon besitzen. Der Mensch scheint nach seinem Wesen beyden diesen Gattungen anzugehören, oder zu gleichen; ja, er vereinigt, so zu sagen, beyde Aehnlichkeiten in seiner Person. Er hat von aussen einen Körper wie andere irdische, selbst unbelebte Dinge, aber er hat auch einen Geist das will sagen: ein Denkvermögen, wodurch er seiner selbst, und aller ihn umgebenden Wesen bewußt wird, und worüber er Betrachtungen anstellt. Von allem Sichtbaren, was die Hand des Allmächtigen aus dem Nichts hervorgebracht und gebildet hat, kann man wohl sagen, daß das Bild des Menschen, nach seinen äußern und innern Vorzügen, ein gottähnliches sey: denn er, der Mensch, vereinigt in sich Alles, was in der Natur das Vollkommenste ist, wie Gott selbst das höchste und beste aller sichtbaren und unsichtbaren Wesen in Ewigkeit bleibt. Aber freylich ist ein Bild noch lange die Sache selbst nicht, und

somit auch noch kein Schatten der göttlichen Natur. —

XXIV. Von dem menschlichen Körperbau.

Werfen wir nur einige Blicke auf den menschlichen Körperbau, an welchem das Hauptgerüste die Knochen ausmachen; die abermals vom Fleische, wie die Zimmerwände von Mörtel und Tünche überkleidet sind. Zusammengehalten wird das Ganze von Nerven, die dessen vorzügliche Stärke begründen; welche Nerven, mit den Muskeln verschlungen, sich bald ausdehnen, bald zusammenziehen, wodurch die geeignetsten Bewegungen für jede Leibesschwenkung hervorgehen. Auf daß diese Bewegungen und Beugungen des Körpers erleichtert werden, sind jene Knochen in gewissen Entfernungen abgebrochen, und durch geschmeidige Flechsen zusammen verbunden. Wie wunderbar ist diese Einrichtung, durch welche die Haupttheile dieses schönen Kunstgebäudes zusammengehalten werden!

Sieht man den aufrechten Körper eines Menschen an, der noch in Jugendkraft, und mit voller Gesundheit vor uns da steht, welch' eine Biegsamkeit zeigt sich in allen seinen Bewegungen, und zugleich welche Festigkeit und Ausdauer! was vermag mit einem gewandten Körper ein geschickter Tänzer, Springer und Läufer nicht für Künste von der überraschendsten Fertigkeit hervorzubringen! Alle Uebungen, die ein Mensch für seine Geschicklichkeit zu Pferde oder auf dem Seile unternimmt, würde er

nie ausführen können, wenn sein Körperbau nicht von Natur aus dazu eingerichtet wäre! Selbst wenn an diesem Bau der Tod die weichern Theile weggestreift, und der Verwesung überläßt, bleiben die härteren am Gerippe mit ihren festen Gelenkverbindungen noch sichtbar, und mögen kaum zerstört werden. Also bewundert man an manchen Ruinen die Stärke und Kunst eines Gebäudes, das durch die Einsicht und Emsigkeit seines Meisters noch in seinem Verfalle der Alles vernichtenden Zeit zu trotzen scheint. —

Demnach ist diese Körpermaschine des Menschen so künstlich eingerichtet, daß sie bald gerade, bald zurückgebogen, bald steif, bald geschmeidig seyn kann, wie die ihr inwohnende Seele sie gebrauchen will. Damit ein solcher freyer Gebrauch statt finden könne, gehen aus dem Gehirn, welches der Quell aller Nerven ist, die Lebensgeister nach allen Theilen aus, gleich dienstbaren Genien, die ihr Herr und Meister zu Verrichtungen aussendet, und wieder, wenn er will, zurückruft. Die Natur dieser Lebensgeister ist so zart, so fein, daß sie nicht gesehen, sondern nur empfunden werden kann; demungeachtet sind diese Geister so wesentlich und wirksam, daß sie alle Bewegungen der Körpermaschine, und ihre ganze Stärke verursachen; auch ist ihre Schnelligkeit gleich der des Blitzes, denn beym mindesten Anstoße, bey der geringsten Verletzung, bey den verborgensten Leiden werden sie bis zu den äußersten Enden hingetrieben. Ja, so groß ist die Wirksamkeit dieser Lebensgeister, daß sie gleichsam auf jedem Winke bereit stehen, ihre Thätigkeit zu erproben. Bald fließen

sie sanft, und in ruhiger Einförmigkeit durch die Nerven dahin; bald aber, wenn irgend ein Bedürfniß, ein Ungestüm der Seele sie aufregt, werden sie in ihrem Laufe heftig und unregelmäßig seyn; und nach solcher Anregung vermannigfaltigen sie bis in's Unendliche alle Lagen, Stellungen und Handlungen des Körpers. Welche Maschine der menschlichen Kunst, welche Uhr besitzt diese mannigfaltige Bewegsamkeit? Wer ist der Künstler, der solche Lebensgeister hervorbrachte, und in die zartesten Nerven wie unsichtbare Diener verbarg? Wer ist ihr Urheber, da wir sie empfingen, ohne zu wissen, woher? Nur Gott, durch den Alles lebt, was da ist.

XXV. Von der Haut.

Was die Menschen in ihren Kunstarbeiten durch äußere Bekleidung und Verzierung anzubringen wissen, das haben sie der Natur, oder vielmehr dem Schöpfer der Natur, nach und nach, und gleichsam unmerklich abgelernt, so daß sie zuletzt dieser erborgten Lehre ganz vergaßen, und alles Verdienst solcher Erfindung sich selbst zurechneten. Betrachten wir einmal das Fleisch an dem menschlichen Körper, oder auch nur an einer Baumfrucht: welche schöne Hülle ist nicht darüber gezogen, die nicht nur zum Schutze, sondern auch zur Zierde des äußern Leibes dient, und die Benennung der Haut führt! Wenn solche Haut an Thieren und Menschen nicht vorhanden wäre; wenn diese Decke, welche oft die schönste Farbenmischung an sich trägt, dem Körper

5*

entzogen würde, so müßte ein solcher unbekleideter Gegenstand uns häßlich, und selbst schreckbar erscheinen!

Ungleichartig ist diese körperliche Decke, je nachdem sie diesen oder jenen Theil umgibt. So zeigt sich nämlich die Haut an der jugendlichen Wange ungemein zart, und rosenfarbig, wie an den Pfirsichen; an der Stirne, dem Nacken und an andern Orten ganz milchweiß; und selbst in den Himmelsstrichen, wo die Gluth der Sonne alles braun, olivenartig, oder selbst schwarz brennt, bleibt die Haut an gedachten Theilen des Leibes feiner und glatter, als an andern. Wie hart dagegen ist, zum Beyspiel, die Bekleidung an der Fußsohle gegen jene des Gesichtes! wie fester die des Rückens, als des Vorderleibes! — Dann ist diese Haut auch wie ein feines Sieb durchlöchert, daß die nothwendige Ausdünstung des Körpers erfolgen könne; diese Löcher oder Oeffnungen, welche man die Poren nennet, sind so unmerklich, daß man sie mit freyem Auge nicht sehen kann. Diese nämlichen Eigenschaften finden sich auch in den Pflanzenkörpern vor. Je edler eine Baum- oder Frucht-Art ist, desto zarter wird ihre Bekleidung seyn; und hätten Früchte, Bäume und Blumen keine Poren, so könnten sie ihren innern Duft nicht ausschwitzen, der oft so köstlich als heilsam ist.

An dem thierischen und menschlichen Körper bleibt auch noch merkwürdig, daß, obgleich der Schweiß durch jene Poren dringt, und sich verdünstet, dennoch weder das Blut, noch der edlere Nahrungssaft denselben entschlüpft; außer die Haut müßte

gewaltsam geöffnet werden. Eingeschlossen aber in diese Haut bildet das Blut die schönste Farbenmischung von Hoch- oder Blaß-Roth, je nachdem es durch den mehr oder minder zarten Schleyer hindurch schimmert. Wäre dieser Schleyer, diese Hauptbedekkung minder fest gewoben, minder einförmig gestaltet, so würde das Fleisch zu grell durchblicken, und Gesicht und Leib blutig roth, wie geschunden erscheinen. — Wer verstand es demnach, eine solche Fleischbedeckung zu erfinden, und auf die schönste Farbenmischung hervorzubringen? — Wer legte die schöne Farbenmischung, wer die leichten Licht- und Schatten-Verschmelzungen an, die der Pinsel des Malers oft bey aller Kunst nicht genug nachzuahmen versteht? — Müssen wir, o Gott! nicht wieder auch hierin deine Künstlerhand erblicken? —

XXVI. Von den Adern.

Wie ein großer und stattlicher Eichbaum, von seiner Wurzel an bis zu dessen höchsten Wipfeln, ein ungemein verflochtenes Gewebe von Zweigen und Aesten an sich trägt: eben so ist auch an dem menschlichen Körper das Daseyn zahlloser Verzweigungen zu sehen. Diese Aeste und Zweige sind die Adern, welche als Kanäle dienen, wodurch die einen das Blut vom Herzen zu den äußersten Theilen hinführen, und daher den Namen der Puls- oder Schlagadern erhalten; die andern hingegen dieses Blut von den äußersten Enden wieder zum Herzen zurückbringen, und deshalb Adern oder Blutgefäße genannt werden. Durch diese ver-

schiedenen zart gebauten und verborgen angelegten Kanäle fließt das Blut (dieser köstliche, öhligte Saft) als das vornehmste belebende Naß nach allen Punkten des Körpers hin; und es ist, eben wegen seiner öhligten Kraft, geeignet, die feinsten Lebensgeister in den Adern zu erhalten, wie man in harzigen Körpern die feinsten und geistigsten Essenzen aufbewahrt.

Dieses Blut befeuchtet das Fleisch, wie Bäche und Flüsse die Erde bewässern, um solche vor Dürre zu bewahren, und ihre zeugende Kraft zu vermehren. Sein regelmäßiger Kreislauf, wornach es vom Herzen ausgeht, alle Theile des Körpers durchirrt, sie erwärmt, und in Regsamkeit erhält; alsdann aber, wenn es durch das Fleisch gedrungen, wieder langsamer zum Sitz des Herzens, oder zu seinem Quell zurückkehrt, und sich dort erneuert, noch mehr verfeinert, um sonach seinen Lauf abermals und beständig fortzusetzen: dieser Kreislauf ist merkwürdiger, als der Mechanismus jeder Stunden- und Sanduhr; denn wenn diese Uhren abgelaufen, so erneuen sie sich nicht wieder von selbst, wie der Blutumlauf, sondern eine Menschenhand muß sie in die Lage versetzen, daß diese Maschinen wieder in Bewegung, oder in ihren Lauf zurückkommen können.

Einen solchen Kreislauf hat Gottes allmächtige Hand gewissermaßen in der ganzen Natur zum Grunde gelegt; in den Gewässern, wie in der Luft; in den Gewächsen der Erde, wie in den Erzeugnissen der Thiere. Stets sollte der Lebenstrieb fortwirken, und durch alle Keime umherkreisen, damit das große und unsichtbare Räderwerk dieser Welt-

maschine nie still stehe oder stocke, bis Gottes Wink einst gebietet, daß diese irdische Schöpfung sich auflöse, und eine andere Gestalt annehme, die seine unerforschliche Weisheit ihr zu geben, für gut befinden wird. Inzwischen mögen Myriaden einzelner Wesen auf dieser Erde untergehen; sie verwandeln nur ihre Form, und tragen dazu bey, daß durch sie das Ganze sich wieder erneuere und erhalte. Diese Eigenschaft des fortwährenden Bestehens, wo unsere schwachen Blicke lauter Tod und Vernichtung gewahren, ist geradezu das Merkmal deines ewigen Daseyns, o Gott! Und wenn wir dieses Merkmal gehörig erwägen, so dürfen wir getrost erwarten, daß, wo du bist, auch die deinigen seyn werden!

XXVII. Von dem Knochenbau.

Wir haben die wunderbare Gestaltung des Geäderwerkes in etwas betrachtet: können wir sagen, daß die Anordnung und das Ebenmaß der äußern Glieder, nämlich der Knochen, weniger unserer Aufmerksamkeit werth sey? Füße und Schenkel sind große Beine, die auf eine merkwürdige Weise an einander gefügt, und durch Nerven zusammengehalten werden. Wenn die Menschen mittelst ihres Kunstsinnes große Prachtgebäude aufführen, so pflegen sie solche durch Pfeiler und Säulen theils zur Zierde, theils zur Festigkeit zu stützen. Man sehe aber hier an dem aufrechten Körper gleichfalls zwey Gattungen von Säulen, die einander ganz gleich und regelmäßig dastehen, und ihre Last tragen. Aber

was an diesen Säulen wunderbar ist, besteht darin, daß sie sich von der Stelle fortbewegen, vor- und rückwärts treten, und zusammenbiegen können: hierin wird abermals ein größerer Künstler sichtbar, den der Mensch nicht nachzuahmen vermag! — Denn in der Mitte jener Beine ist zwischen den Gelenken der untern und obern Säule ein runder Knochen angebracht, welchen man die Kniescheibe nennt; und der vorzüglich dazu geeignet ward, die Höhlung des Gelenkes auszufüllen, sie bei der Biegung der Beine vor Verletzung zu schützen, und den Kniebug selbst zu erleichtern.

Wie jede Säule ein Fußgestell hat, so ist dieses auch an den Säulen des Körpers wahrzunehmen: es besteht aus verhältnißmäßigen Stücken, die so passend an einander gefügt sind, daß sie sich nach Umständen biegen oder steif bleiben können. Dieses Fußgestell an der menschlichen Körpersäule ist gleichsam eine Walze, worauf sich die Beine nach dem Willen des Wandelnden herumdrehen. Man sieht an diesem Fuße nichts als Nerven, Flechsen, Adern und kleine Knochen, die alle zusammen so genau mit einander verbunden sind, daß gerade nur dieser Körpertheil der biegsamste und festeste von allen übrigen sey; brauchbar also für die verschiedensten Bedürfnisse der Bewegung. Selbst die Zehen haben ihre Gliederchen, um leicht beweglich zu seyn; haben ihre Nägel, um gegen den äußern Druck geschützt zu werden; und es wohnt ihnen überdies eine Empfindlichkeit bey, wodurch sie im Gehen den Boden betasten, daran sich festhalten, und das Gleichgewicht im Gange bewahren sollten; ja sie dienen selbst dazu,

daß der Köper auf ihren Spitzen sich leichter schwingen, und vor- und rückwärts nach etwas hinbeugen könne.

In so fern nicht durch der Menschen Schuld, oder durch einen früher veranlaßten Naturfehler, Ausnahmen, oder Mißgestalten erfolgten, ist der obere Körperbau, oder dessen Höhe, jedesmal im Verhältniß, im Ebenmaße mit der Länge der Beine. Dieses obere Gebäude, oder der Leib, enthält die wichtigsten Theile, und die wundervollste Einrichtung, die zum eigentlichen Leben erforderlich sind: daher diese Theile auch im Mittelpunkte des Ganzen angebracht werden mußten, weil dort für sie der sicherste Ort gewesen. Daher findet man an diesem Oberleibe nach hinten zu zwei Reihen von Rippen dicht an einander geschlossen, welche aus dem Rückgrate entspringen, wie die Aeste eines Baumes aus dem Stamme sich erheben: diese Rippen bilden eine Art von Reif oder Umkreis, um die edelsten und kostbarsten Theile des Lebens, die sie vor Verletzung bewahren. Allein, da diese Rippen keinen ganzen oder vollkommenen Ring um solchen Mittelpunkt des menschlichen Körpers ausmachen konnten, ohne die Ausdehnung des Magens und der Eingeweide zu hindern, so umgeben sie den Leib nur bis zu einer gewissen Stelle, unter welcher sie einen leeren Raum lassen, damit das Innere zum Behufe des Athemholens, und der Verdauung nach genommener Nahrung, sich erweitern könne.

Was das Rückgrat anbelangt, so finden wir unter den Werken der Menschen nichts, das mit

solcher Kunst angelegt und ausgearbeitet worden wäre, als eben dieses Gerüste. Diese Körperstütze wäre entweder zu steif, zu hart, oder zu zerbrechlich, wenn sie aus einem einzigen Knochen bestünde; in diesem Falle würden sich die Menschen nie biegen können. Aber der Urheber einer so künstlichen Maschine wußte diesem Umstande vorzubeugen, indem er das Ganze aus lauter in einander geschobenen, oder dicht zusammenhängenden Wirbelbeinen bildete, deren jedes einzelne an sich geschmeidig ist, alle zusammen aber die Stärke eines einzigen Knochen ausmachen, folglich durch diese Zusammensetzung bald biegsam, bald steif seyn können. Auf solche Weise biegt und schiebt sich das Rückgrat zusammen, wie man es haben will, und zwar in einem Augenblicke. Alle jene Wirbelbeine haben ferner in ihrer Mitte eine Oeffnung, wie jedes Glied einer Kette, durch welche Flechsen laufen, welche diese Glieder zusammenhalten; vermittelst dieser Aneinanderreihung wird auch ein Gang, ein Kanal gebildet, durch welchen, von der Höhe des Gehirns an, ein Theil dieses köstlichen Markes bis zu den äußersten Enden des Körpers nach der Länge des Rückgrats fortgeleitet wird, um auf diesem Wege auch die feinsten Lebensgeister vertheilen zu machen. Welch' eine weise, überaus künstlich berechnete Anordnung!

Demnach bleiben deine Werke, o Herr der Natur! allein wunderbar. Oder wer könnte nicht das Wesen der Knochen und Beine an sich bewundern? Welch' eine Härte und Festigkeit besitzen sie nicht! Selbst die Verwesung zerstört sie nie ganz! Dennoch sollte ihre Schwere nie zu groß, sondern im Ver-

hältniß des Körpers bleiben, dessen Last sie tragen, sie sollten durchlöchert seyn, um leichter zu wiegen; sie sollten ferner in ihren Röhren oder Höhlungen einen Saft, einen Balsam, ein Mark oder einen Kern besitzen, der sie nähret und fortdauern macht! Ihre Enden sollten von einander zwar gesondert, und doch durch fleischige Bänder zusammengehalten werden, daß kein Theil ganz getrennt, und kein Theil zu hart an dem andern aufliege, und unangenehme Reibungen oder Brüche verursache. Ja, die Enden solcher Knochen sollten immer größer, als in der Mitte, und gleichsam wie halbe Köpfe geformt seyn, auf daß durch die zähe Flechsenverbindung ein Bein um das andere sich desto leichter drehen, folglich durch diese Maschinerie der ganze Körper jede beliebige Beugung annehmen könnte! Sind wir nicht genöthigt, auch an dem gering scheinenden Knochenwesen den weisesten und mächtigsten Künstler anzuerkennen? Ist etwas in der ganzen Körperwelt, das nicht Spuren seiner vorsorgenden Vaterliebe unsern Blicken zur Bewunderung darböte? Könnten wir bey solchen vielfachen Merkmalen seiner Allmacht und Huld gleichgültig bleiben? Wie arm sind jene Menschen, die ihren Schöpfer (gleich den unvernünftigen Thieren) in der Natur nicht zu sehen, zu suchen, oder zu preisen vermögen! —

XXVIII. Von den innern Werkzeugen des menschlichen Körpers.

In der Umgebung der Rippen, gleichsam unter dem Schutze dieses äußeren Bollwerkes, liegen mit

besonderer Ordnung alle jene edleren und größeren Werkzeuge des Lebens vertheilt, welche dazu dienen: daß der Mensch theils athmen, theils verdauen, theils neues Blut und neue Säfte gewinnen könne. Es versteht sich, daß diese Organe, mehr oder minder ähnlich, sich in jedem thierischen Körper vorfinden; hier aber haben wir es vorzüglich mit der Betrachtung des menschlichen Leibes zu thun, der schon für sich allein eine kleine Welt von Wundern ist, worin die weisesten Naturforscher die Hand eines außerordentlichen Künstlers angestaunt haben.

Das Athemholen ist eine höchst nothwendige Lebensverrichtung, die innere Hitze zu mäßigen, die theils durch das stets gährende Blut, theils durch den raschen Gang der Lebensgeister verursacht wird. Dieses Athmen, oder Einsaugen und Ausstoßen der Luft ist demnach das erste Lebensgeschäft; denn die Luft bleibt die vorzüglichste Nahrung für Gewächse und Thiere; nichts kann in einem luftleeren Raume bestehen; eben so muß diese Luft eine möglichst reine seyn, wenn das Leben der Dinge sich erhalten und erneuern soll. Das beständige, fast unmerkliche Ein- und Ausathmen der Luft erzweckt schon an sich den heilsamsten Luftwechsel: so wie in der größern Natur Winde und Stürme dieses wohlthätige Lebenselement reinigen und erfrischen müssen.

Die Verdauung ist eine weiters nöthige und künstliche Lebensverrichtung. Es werden dabey die an sich rohen, aufgenommenen Nahrungsstoffe mittelst des Zernagens, des Kauens und dazu behülflichen Speichels in einen feinen Brey verwandelt, der durch weitere Absonderungsgefäße in Blut und Säfte

übergeht. Das Blut ist jene merkwürdige Flüssigkeit, welche die Eigenschaft besitzt, Alles zu durchdringen, sich Allem anzuschmiegen, und zuletzt in Fleisch zu verwandeln, um dasjenige in den Gliedern wieder zu ersetzen, was durch die beständige Ausdünstung und die Flüchtigkeit der Lebensgeister verloren gegangen war. Demnach ist die körperliche Maschine so eingerichtet, daß sie sich nach dem stündlichen Verbrauch ihrer Lebenskräfte wieder von selbst herstellt und erneuert, was keine menschliche Kunst je nachzuahmen verstand.

Die Lunge mit ihren beiden Flügeln ist gleichfalls ein sehr merkwürdiges Werkzeug, durch welches das Athemholen vor sich geht; sie ist eine schwammigte Decke, welche sich erweitert und zusammenzieht, und zwar mit einer Leichtigkeit, die im gesunden Zustande des Körpers kaum bemerkbar wird, außer, wenn eine heftige Leibesbewegung statt fand; und da sie unaufhörlich viel Luft einsaugt und ausstößt, so bildet sie eine Art Blasbalg, der beständig in Bewegung ist. Man staunt, mit welcher Mühe die Menschen ihre Blas- und Pumpwerkzeuge einzurichten suchen, um Wasser, oder Luft, oder Feuer zu ihrem Gebrauche im Gange zu erhalten; aber man nimmt auf die wunderbare Einrichtung der Lunge und ihrer Verrichtung desto weniger Rücksicht!

Der Magen ist ein anderes künstliches Organ, das eine ganz besondere auflösende Kraft besitzt, wodurch es den Hunger erregt, und die thierische Natur antreibt, Nahrung zu nehmen. Der auflösende, ätzende Magensaft bewirkt den stachelnden Reiz, zu essen, und gewährt die sehr lebhafte Lust, wenn er

durch Nahrung befriedigt wird. Alsdann nehmen Menschen und Thiere fremdartige Stoffe in diesen Behälter auf; und könnten sie nun sehen und beobachten, welch' ein Verarbeiten dieser Stoffe beginnt, und welch' eine Garküche für alle Theile des Körpers hergerichtet ist, sie würden darüber theils Eckel, theils Staunen empfinden. Die Form des Magens ist wie ein Sack, worin die schnell verkochten Stoffe sich vermischen und in süße Flüssigkeit verwandeln, die eine Art Milch wird, und den Namen Milch- oder Nahrungssaft erhält. Sobald dieser Saft zum Herzen gelangt, erhält er die Lebendigkeit der Lebensgeister, und die Gestalt und Farbe des Blutes.

Wenn wir mit den einsichtsvollsten Männern gerecht im Urtheile seyn wollen, so müssen wir bekennen: daß gerade in diesen verborgenen innern Theilen ein gewisses Verhältniß, eine Ordnung, und ein Fleiß sich beurkunden, die den aufmerksamen Geist mehr anziehen, als die Schönheit der äußern Gliedmassen. Wo diese letztern mehr unsere niedere Sinnlichkeit anlocken, und uns zu den Geschöpfen mit blinder Begier hinreißen, werden jene ersteren uns mehr zu dem übersinnlichen Urquell alles Vorhandenen hinführen! Wie viel Geheimnißvolles enthält nicht der Bau des Herzens! Obgleich wir an ihm nur eine Fleischmasse wahrnehmen, enthält dieses Herz doch den Feuerherd des Lebens worin die wichtigsten Erscheinungen vor sich gehen, welche die schönsten und bittersten Empfindungen unseres Daseyns veranlassen! Kann man das Herz der Thiere mit dem rein menschlichen vergleichen? Zwar liebt jedes Thier sein Junges, und

zärtlich ist die Sorgfalt einer Bruthenne für ihre Küchlein: allein wie erhaben ist die Herzensempfindung eines Menschen, der Gott und seinen Nächsten aus den reinsten Beweggründen zu lieben vermag!

Wohl aber dürfen wir bekennen, daß die innern Theile des Körpers eben so schreckbar, als bewundernswürdig sind; und dieser Contrast ist gerade das, was er seyn sollte, um uns zu beweisen: daß es nur deine göttliche Meisterhand gewesen, o Allmächtiger! welche das Geringste, Schlechteste erwählte, um daraus das Wunderbarste zu bilden; damit wir in der einen und nämlichen Sache sowohl die Gebrechlichkeit des Geschöpfes, als die unnachahmliche Kunst des Schöpfers entdecken lernten! Ewig hehr und wunderbar bleibst du also, o Gott! in Allem, was du gemacht hast; und ewig anbetungswürdig im kleinsten, wie im größten deiner Werke.

XXIX. Von den Händen und Armen.

Von der Höhe des menschlichen Körperbaues, dieses kostbaren und künstlichen Gebäudes, hängen die beiden Arme herab, deren Schluß die beiden Hände sind: beide Stücke im vollkommensten Ebenmaße zusammengefügt, und zu den nöthigsten und merkwürdigsten Verrichtungen bestimmt. Die Arme halten an den Schultern fest, so daß sie durch diesen Anhaltspunkt die freyeste Bewegung äußern können. Zu dem Ende sind sie noch einmal am Ellen-

bogen und an der Faust abgesetzt, damit sie sich schnell vor- und rückwärts zu biegen vermögen. Sie haben überdieß die gehörige Länge, deren sie benöthigt sind, um nach allen Theilen des Leibes zu langen. Ihr Bau ist nervigt und muskelreich, auf daß sie, sammt den Lenden, oft in Thätigkeit versetzt, und zum Tragen der schwersten Lasten geeignet seyn können.

Die Hände sind ein Gewebe von Nerven und Knöcheln, eines in's andere geschoben und verbunden, die zusammen alle Kraft und Biegsamkeit besitzen, um nahe Gegenstände zu betasten, sie zu erfassen, sich ihnen anzuklammern, sie wegzuschleudern und wieder an sich zu ziehen, sie in die Höhe zu schwingen, zusammen zu winden, und wieder aus einander zu lösen. Um solche Verrichtungen mit Genauheit und einem Nachdrucke zu bewerkstelligen, sind die Finger an ihren Enden mit Nägeln bewaffnet, die minder groß als die Klauen der Thiere, und feiner als jene, dennoch dazu beytragen, die edelsten Künste mit einer wunderbaren Gewandtheit zu vollführen. Diejenigen, welche die Tonkunst auf einer Orgel, oder auf der Geige ausüben, welche Geschicklichkeit äußern sie nicht, um durch das schnellste Fingerspiel die mannigfaltigsten Töne hervorzubringen, und gleichsam im Fluge alle Saiten, oder bald diese oder jene Taste zu berühren! Eben so der Flötenspieler, mit welcher Eilfertigkeit bewegen sich seine Finger, um den Oeffnungen seines Instrumentes harmonische Laute zu entlocken! Nicht minder ist der Maler zu bewundern, der durch das genaue Zusammenfassen, und durch die gewandte Führung des Pinsels

aus einem Gemengsel von Farben nach und nach die schönste Landschaft, oder das anmuthigste Menschenbild hervorzaubert! So der Mechaniker, der Handwerker, und unzählige andere gewerbtreibende Menschen, welche Fertigkeit erproben ihre Hände, um die nützlichsten und oft staunenswürdigsten Dinge hervorzubringen! Wie vermöchten sie das bey all' ihrer Erfindungsgabe, wenn ihnen Gott diese so nothwendigen Güter versagt hätte?

Was Arme und Hände Merkwürdiges zu thun im Stande sind, beweisen auch vorzüglich Fechter und Ringer, und die, welche Pferde abrichten: welch' eine Gewandtheit im Angreifen, im Ausbeugen, im Drehen und Wenden, im Lenken und Schwingen! Während diese oder jene Bewegung den Bewaffneten zum Angriffe vorwärts treibt, ist sein Arm in beständiger Thätigkeit, bald seitwärts, bald nach hinten, Stöße abzuwehren, oder solche zu geben. Der rüstige Kämpfer muß allen Beugungen begegnen und entschlüpfen, und tausendmal mit den Händen seinen Gegner packen, und, selber erfaßt, dessen Armen sich entwinden! Das wildeste Pferd muß unter der Hand seines Bändigers sich zähmen lassen, bis es zuletzt sich von ihm wie ein Lamm führen läßt. Abgesehen davon, daß zwar der Geist alle diese Bewegungen lenkt, so ist die Körpermaschine dennoch von dem weisesten Schöpfer so eingerichtet, daß sie eine Spannkraft und Geschmeidigkeit besitzt, wodurch in allen ihren, auch noch so entgegengesetzten Wendungen, sie das Gleichgewicht findet, und nur durch äußerste Ermattung dem Sturze preisgegeben wird.

Ueberdieß sind Arme und Hände ein reicher Ersatz für die Fittige der Thiere; denn kann der Mensch gleichwohl nicht fliegen, so bereiten seine Hände doch Werkzeuge, mittelst welcher er zu ansehnlichen Höhen emporsteigt; und Arme und Hände leisten ihm auch zum Schwimmen die hülfreichsten Dienste. Du hast ihm demnach, o Gott! schon in seinen Gliedern Mittel dargeboten, wodurch er für alle Bedürfnisse sich sicher zu stellen vermag; und alle diese Glieder sollte er nicht gebrauchen und bewundern, ohne an dich zu denken, der sie ihm geben; besonders, wenn er überlegen will: wie klein und schwach er in diese Welt gekommen, und wie gebrechlich er diese Welt wieder verläßt, wenn er aus ihr scheidet! Alles an uns ist das Werk deiner Hände, o Herr! nur du hast uns gemacht, nicht wir uns selbst! —

XXX. Von dem Halse und Nacken, und dem Bau des Hauptes.

Wie jedes ansehnliche Gebäude in einem Giebel emporsteigt, so erhebt sich über den Körperbau der Hals mit dem Nacken, steif, oder biegsam, je nachdem es nöthig ist; und dieser Hals trägt die Krone des Ganzen, nämlich das Haupt. Handelt sich's darum, daß dieses Haupt irgend eine Last tragen soll, so wird der Hals mit dem Nacken so fest, wie wenn er nur aus einem Knochen bestünde; soll das Haupt sich herabneigen, oder seitwärts drehen, so wird auch der Hals sich geschmeidig nach jeder Richtung hinbiegen, wie wenn man ihm alle seine Knöchel oder Wirbelbeine genommen hätte. Dieser Hals,

nur von mäßiger Länge und Höhe, ragt über den Schultern empor, und trägt die Kuppel des Leibestempels, oder das Haupt, mit einer Leichtigkeit, die das schönste Verhältniß seines Baues ausdrückt.

Dieses Haupt ist gleichsam ein Gewölbe, worin die köstlichsten Schätze verborgen liegen; es enthält nämlich das Gehirn, dessen feuchte, weiche und schwammigte Substanz aus den zartesten Fädchen zusammengesetzt und in einander verschlungen ist. Hier, in ihm, liegt der Inbegriff, der Mittelpunkt jener staunenswürdigsten Wunder, von denen wir noch sprechen werden. Die Hirnschale befindet sich nach aller Regelmäßigkeit, und im vollkommensten Gleichmaße durchbohrt, sowohl für die Oeffnung der beiden Augen, als für die Ohren, den Mund und die Nase; und es haftet an gewissen Gefühlsnerven, die sich größtentheils in dessen Gängen thätig zeigen.

Die Nase, die für sich keine, sondern in den innern Gängen Gefühlsnerven hat, besitzt ein siebartig gestaltetes Bein, daß die eindringenden Gerüche durch selbes bis zum Gehirn aufsteigen können. Unter den vielfachen Organen der Geruch-, Gehör-, Seh-, Geschmack- und Gefühls-Sinne sind die vorzüglichsten stets doppelt oder geschärfter vorhanden, um von einer Seite das zu erlangen, was von einer andern zufällig mangeln könnte. So zum Beyspiel kann der Geruchssinn etwa das ersetzen, was dem Geschmacke fehlt; bey dem mangelnden Gesichtssinne wird das Gehör feiner seyn; und wo dieses fehlerhaft ist, wird der Blick eine desto größere Schärfe besitzen; oder wo überhaupt Gehör und

Gesicht im fehlerhaften Zustande sind, muß nicht selten der allerfeinste Gefühlssinn einen Ersatz leisten. Man weiß, daß blinde Menschen, die eine in Handen habende Münze nicht sehen, ihren Werth oder Gehalt dennoch durch den Gefühlssinn am Gepräge und Gewichte erkennen! Jene doppelten Organe oder Werkzeuge, die eine gleiche Empfindung haben, sind einander im Gleichmaße gegenüber gestellt, entweder von vorn, oder zur Seite: so die beiden Augen, und die beiden Ohren, Arme und Beine, damit der Mensch hievon einen leichtern Gebrauch machen könne, sey es zur linken oder rechten Seite, oder ihm gegenüber, wo stets die Sinn-Nerven ihre Richtung dahin nehmen, wo der Mensch sie haben will. Nase und Mund stehen allein in der Mitte.

Uebrigens bewirkt die Biegsamkeit des Halses, daß alle jene erstbenannten Sinnwerkzeuge augenblicklich sich dahin wenden, wo der Geist seine Aufmerksamkeit gespannt hat. Der ganze Hintertheil des Kopfes ist darum um so dichter und stärker, als er weniger die Macht hat, sich vor Anfällen zu schützen. Zugleich ist dieser Hintertheil des Schädels am meisten mit Haaren besetzt, welche, indem sie der Schmuck des Hauptes sind, auch dasselbe gegen die Unbilden einer rauhen Witterung verwahren, das Ganze warm erhalten, und schädliche Einflüsse abwehren. Aber dieser Haarschmuck sollte sich auch nach vornen hin um die Stirne wölben, gleichsam das reine Weiß des Gesichtes sanft zu beschatten, und diesem Bilde mehr Annehmlichkeit zu verleihen: denn der göttliche Künstler hat

in der Natur zu allem Nützlichen auch das Schöne beifügen wollen; und so müssen ihm auch die Menschen hierin nachahmend folgen, wenn sie sein Ebenbild seyn sollen! —

XXXI. Fortsetzung von dem Haupte.

Wie die Vorderseite eines Gebäudes immer den schönsten Anblick gewähren muß, so ist am Menschen das Gesicht nach vorn hingestellt; und der weise Baumeister vereinigte dort die reinsten Gefühlswerkzeuge nach einer Ordnung, und nach einem Gleichmaße, welche das Antlitz zum schönsten Gegenstande machen sollten. Beide Augen, wie wir schon sagten, sind einander als leuchtende Sterne gegenüber gereihet, damit sie von weitem vor sich, und nach rechts und links, entdecken könnten, was ihnen begegnen würde; also gleichsam ein paar Leuchtestellen, die für die Sicherheit aller Theile des Körpers zu wachen hätten. Zwischen beiden mußte zu einer schönen harmonischen Scheidung der Nasenknorpel keilartig in mäßiger Erhöhung herabsteigen, um dem Ganzen eine schattirende Form zu geben. Derjenige, der diese beiden Sterne dahin gesetzt, zündete in ihnen eine Flamme an, die etwas Himmlisches an sich hat, dem in der ganzen Natur nichts gleichen mag! Sie sind eine Art Hohlspiegel, worin sich nach und nach, am Grunde der Netzhaut, alle Gegenstände dieser Welt ohne Verwirrung darstellen, damit die im Menschen wohnende Seele durch

diesen Spiegel alles Aeussere sehen, darüber nachdenken und Vergleichungen anstellen könne.

Wahrlich, diese beiden Sterne sind nicht selten auch ein Spiegel der Seele, für jeden Dritten, der darin zu lesen versteht; denn ihr Feuer, ihre Beweglichkeit, wird nach dem Grade sanft oder flammend, oder ungleichartig seyn, je nachdem der inwohnende Geist in seinem Wirken beschaffen ist; und man sagt daher nicht mit Unrecht, obgleich bildlich: „die Augen sprechen!“ Aber nicht minder wunderbar ist der Umstand, daß, ob wir gleich durch zwey Sehorgane, nämlich durch beide Augen, die äußern Dinge schauen, wir die Gegenstände doch nie doppelt erblicken, es sey dann, daß diese Werkzeuge krank, oder fehlerhaft geworden sind: der Grund davon ist, daß die Gesichtsnerven wie zwey Aeste auslaufen, und sich nach einem Punkte hin vereinigen; gleichsam wie zwey Augengläser, die durch einen Mittelverband zusammen als eins vereint sind. Ferner sind beide Augen über sich durch zwey schöne Bogen geschirmt, welche man die Augenbraunen nennt; ein noch größerer Schutz aber sind die Augenhaare, oder Wimpern, welche das Oeffnen der Augen vor jedem schädlichen Anfluge vertheidigen, damit die zarten Augenlieder sich sogleich schließen, wenn etwas hart Angreifendes, und es wäre der Lichtglanz selbst, oder Staub, oder ein Insekt, ihnen zu nahe kommen würde.

So ist es auch eine weise Anstalt deiner Güte, o Gott! daß diese zarten Gliedmaßen im Schlafe sich schließen sollen; weil die Finsterniß Ruhe begünstigt, und der müde Leib die Spannkraft nicht

hat, wodurch seine Theile in Beweglichkeit erhalten werden könnten; daher die Gegenstände nicht gesehen werden mögen, die uns schädlich sind. So hast du für Alles gesorgt, bis der Zeitpunkt herannahen soll, wo ein solcher Schutz nicht mehr nöthig seyn wird! —

XXXII. Von der Stirn und den andern Theilen des Gesichtes.

Da der Mensch in deiner weiten Schöpfung, o Gott! vor allen übrigen Erdenwesen das Meisterstück deiner schaffenden Hand seyn sollte, so hattest du ihn, um ihn als Herrn, oder doch als Verwalter in deiner Haushaltung einzusetzen, in seiner Bildung vorzüglich ausgezeichnet. Du gabst daher seinem Haupte eine Stirne, worauf die Züge seiner Herrschaft, durch Majestät und Anmuth ersichtlich werden: Majestät auf der Stirne des Mannes, Anmuth auf jener des Weibes. Häupter, denen dies Siegel mangelt, verrathen eine Gemeinheit der Seele, wenn diese nicht sonst durch die That besser sich zeigt, als ihr Aushängschild ankündigt. Damit nun das menschliche Antlitz keine leere und ungestaltete Fläche darböte: sollte, wie schon gezeigt, in seiner Mitte, von dem Stirnbuge an, die Nase herabsteigen, bis kurz vor dem Munde, um durch ihre beiden Oeffnungen Alles vorher durch den Geruch zu prüfen, was als Nahrung in den Gaumen gelangen müßte. Welch' ein Uebelstand der Mangel solch' eines Nasenbeins seyn würde, ist an Allen denen zu ersehen, die das Unglück haben, hieran verstümmelt zu seyn! Beide

Nasenlöcher dienen nicht nur, die Wohlgerüche aufzunehmen, sondern auch das Athemholen zu erleichtern.

Unter der Nasenrinne zeigen sich die Lippen: ein schön gewölbter Bogen, von lebhafter röthlicher Farbe, im schönsten Ebenmaße, welche diese Oeffnung des Mundes selbst schmücken sollten. Jeder denkende Mensch, und besonders Künstler, welche den Mund nachbilden, finden darin den stärksten Ausdruck, wie ihn eine edle, oder wilde Leidenschaft zu geben vermag. Der Mund hat in seinen Bewegungen einen genauen Zusammenhang mit denen der Augen; was diese angenehm, oder schrecklich, oder verächtlich, oder gleichgültig finden, das drückt sich in den Bewegungen des Mundes aus; entweder ein wohlwollendes, himmlisches Lächeln, oder ein satanisches Grinsen, oder ein Entsetzen, oder einen Spott, oder eine Verachtung. Diese Lippen leisten nicht nur den Dienst, den Mund zur Aufnahme der Speisen zu öffnen, sondern auch die Mannigfaltigkeit der Töne durch ihre Beweglichkeit hervorzubringen. Wenn sie sich öffnen, zeigen sie eine doppelte Reihe von Perlen, die bei allen recht gesunden und reinlichen Menschen den innern Schmuck des Mundes ausmachen; diese Perlen, oder Zähne, sind mehr oder minder feine, zackigte Knöchelchen, welche in den beiden Kieferbeinen fest eingeschaltet sind, und die Eigenschaft besitzen: die gröbern Nahrungsstoffe, gleich Mühlsteinen, zu vermalmen, und zur Verdauung vorzubereiten, wo die Beweglichkeit der Kiefer- oder Kinnbacken sehr nöthig war.

Wenn nun aber auch diese zerkauten Nahrungsstoffe in den Magen gelangen, so geschieht dieses auf einem Wege, der von jenem der Luftröhre ganz verschieden ist. Es sind also in dem Hintertheile des Mundes zwey Kanäle von wunderbarer Art: die Speise- und Luftröhre; beide sind sich sehr nahe, und haben doch mit einander nichts gemein; die erste ist der Gang für die Nahrungsstoffe, die andere für das Einathmen und Ausstoßen der Luft; zusammen bilden sie den Schlund. Am Eingange der Luftröhre ist ein elastisches Deckelchen, oder Zäpfchen angebracht, das, wie eine Fallbrücke, nur der Luft den Ein- und Ausgang gestattet, jeder andern Sache aber den Zutritt verwehrt, hiemit das Ersticken verhütet. Alles ist demnach, im Einzelnen wie im Ganzen, sehr weise angeordnet; und Alles hat nicht nur seinen besonderen Nutzen, sondern auch seine schöne Form; und Alles hast du, o Herr! unendlich gut gemacht, wie es nie ein anderer Geist vermocht hätte!

XXXIII. Von der Zunge und den Zähnen.

Die Mannigfaltigkeit deiner wunderbaren Gaben, o Herr! läßt unsern Geist nicht ermüden, bey jedem Gliede unsers Leibes betrachtend zu verweilen! Welch' ein merkwürdiges Gewebe von kleinen Muskeln und biegsamen Nerven ist nicht die Zunge, daß sie sich mit einer unbeschreiblichen Behendigkeit biegen und wenden könne, gleich einer Schlange! Dieses Glied verrichtet im Munde das, was die

Finger in der Handhabung eines Gegenstandes verbringen; schnell etwas zu erfassen, und hin und her zu drehen; oder wenn es die Bildung der Töne betrifft, sie eben so schnell zu wechseln, als die Hand eines Geigers die vielfachsten Laute durch den Druck der Saiten hervorbringt. Diese Lebendigkeit der Zunge schlägt bald an die Zähne, bald an den Gaumen an: zu diesem Ende gibt es einen Gang im Munde, der von innen bis zum Halse, dann vom Gaumen bis zur Brust herab führt. Es sind knorpelige Ringe, genau in einander geschoben, und inwendig mit einem sehr feinen, glatten Häutchen versehen, um die von den Lungenflügeln ausgestoßene Luft desto klarer wiedertönen zu machen. Jener Gang hat von Seiten des Gaumens eine Spitze, die, gleichwie bey einer Flöte, einen Spalt besitzt, der sich nach Umständen erweitert oder zusammenzieht, um die Stimme zu verstärken oder deutlicher zu machen.

Aus weiser Besorgniß nun, daß die durch den Speisedarm eingehenden Nahrungsstoffe nicht etwa auf ihrem Wege der Luftröhre zu nahe kämen, hat der gütige Schöpfer (wie wir schon oben erwähnten) eine Art von Klappe an der Mündung der Luftröhre angebracht, die jedem nicht hierher gehörenden Dinge den Zugang verwehrt, so daß kein Brosamkörnchen oder Wassertröpfchen in diese Oeffnung eindringen darf, ohne zurückgestoßen zu werden. Diese Klappe ist sehr beweglich und sehr zart, so zwar, daß sie, bey Anstoßung der Töne, durch ihr Zittern den harmonienreichsten Stimmenwechsel veranlaßt. Schon dieser kleine Umstand genügt, ohne hier weiter

in's Einzelne zu gehen, mit welch' einer berechneten Kunst alle Theile unsers Körpers angeordnet wurden. Eben dieses winzige Organ, von dem wir hier sprechen, ist das allervollkommenste musikalische Werkzeug, dessen geringste Verletzung, oder nur Beschneidung, die geübteste Singstimme unthätig macht; ja, dieses Organ ist ein solches Instrument, daß alle andere hiernach sich richten, oder stimmen lassen müssen, wenn ihre Nachahmung vollkommen seyn soll.

Zunge und Zähne sind also die nothwendigen Werkzeuge nicht nur für die thierische Verrichtung der Speisen-Aufnahme und Zerkauung, sondern noch mehr für den menschlichen Gebrauch beym Reden und Singen. Welche Macht äußert nicht eine fertige Sprachgabe auf die Gemüther der Menschen! welch' ein kleines Ding ist die Zunge, und welches Unheil richtet sie an, wenn sie sich von der Schwatzhaftigkeit, oder gar von der Verleumdung leiten läßt! Welch' eine wichtige Mundgallerie sind die Zähne, wenn die ausgestoßenen Töne an sie gehörig anprallen, und die Stimme ausdrucksamer machen! Alle diese Theile passen vollkommen zum Bau des menschlichen Mundwerkes, dessen schöne, geregelte Sprache alle Stimmen der Thiere weit übertrifft; daher sie auch am besten geeignet ist, dein Lob, o ewiger Weltbaumeister! in den sinnvollsten Jubel-Liedern auszusprechen! Aber lieber wollen die Menschen ihre Leidenschaften, als deine Huld hiemit auszudrücken suchen! —

XXXIV. Von den Sinnen und dem Gedächtnisse.

Nichts ist also, wie wir gesehen, in Gottes Werken ohne weise Absicht und Vortheil vorhanden! Wer vermag die Zartheit jener Organe oder Nerven genügsam zu erklären, durch welche wir die Schmackhaftigkeit und tausenderley Gerüche unzähliger Dinge zu unterscheiden wissen? Oder wie geschieht es wohl, daß wir, von so vielfachen Stimmen, die an unser Ohr anschlagen, trotz ihrer unendlichen Verschiedenheit, mit der sie kommen und verschwinden, dennoch sie genau unterscheiden, und die meisten von ihnen behalten? Ist es nicht wunderbar, daß viele Menschen mit den feinsten Anlagen begabt sind, wodurch ihr Geschmack, ihr Geruch, oder ihr Gehör vor Andern ausgezeichnet ward? Wenn diese Sinne bey den Thieren der Nothwendigkeit wegen schärfer seyn müssen, so sind sie es bey den Menschen zu ihrem besonderen Vergnügen! Wir nennen den Wohlgeschmack der Speisen, oder den süßen Duft der Blumen und Rauchwerke, oder das feine Gehör zur Auffassung harmonischer Töne, eine Wohlthat: wie aber könnten wir solcher Wohlthat theilhaftig werden, wenn uns die Sinne hiezu mangelten? —

Mit welcher Sorgfalt hat der große Künstler, der unsern Körper gebaut, jedes Organ unserer fünf Sinne mit besonderen Schutzmitteln umgeben! Oder, wie mannigfaltig wußte er diese Organe in ihrer Lage zu stellen! Indem Er den Augen eine feine Decke verlieh, welche von zarter und feuchter Natur,

jedes Störende davon abhalten, und jede Zähre durchlassen sollte, ward diese Decke auch dazu bestimmt, die Augen zu schließen, wenn sie der Ruhe oder des Schutzes bedürfen: warum ließ Er hingegen die Ohren offen? „Eben darum, bemerkt schon ein alter Weiser, weil unsere Augen, von Licht und Gewühl ermüdet, der nächtlichen Ruhe bedürfen, und daher geschlossen seyn müssen, während die Ohren zur Wache offen bleiben, um uns durch das mindeste Geräusch zu unserer Sicherheit zu wekken!" — Welch' eine gütige Vorsicht waltet in solcher Anordnung! — Wer war es wohl, der meinem Auge die Eigenschaft ertheilte, daß sich in demselben in einem Augenblicke Himmel, Erde und Meer von fast unendlicher Ferne abspiegeln? Wie hatte der Künstler es gemacht, daß sich in einem so kleinen Gehäuse, wie dieses Auge ist, so unendlich viel Dinge des Universums, von der Sonne an, bis zum Sonnenstäubchen herab, mit solcher Treue abbilden können? —

Wenn wir ferner das Wesen des Gehirns betrachten, wer hätte sich je einbilden können, daß in solchem feinen Geäderwerk die staunenswürdigsten Eindrücke von der größten und genauesten Ordnung aller vorhandenen Dinge, oder geschehener Ereignisse statt finden würden? Und dennoch ist es wirklich so, daß wir uns mittelst dieser Organe die Dinge seit Anbeginn der Welt vorstellen können: welch' ein Wunder ist demnach bey vielen Menschen das Gedächtniß! Man bewundert mit allem Rechte die Erfindung der Bücher und anderer Denkmäler, worin man die Geschichte so vieler Thaten, und die

Sammlung so vieler Gedanken aufbewahrt: aber welch' einen Vergleich kann man zwischen einem Buche, und zwischen dem Gedächtnisse eines gelehrten Menschen anstellen? Unstreitig ist das Gehirn eines Gebildeten eine ungemein köstlichere Materialien-Sammlung und Erfindung, als jedes geschriebene Buch! Man findet in dieser Werkstätte der Seele alle möglichen Bilder, deren man zur Bezeichnung eines Dinges bedarf. Diese Bilder erscheinen, wenn man sie herbeiruft; man sendet sie wieder zurück, oder läßt sie fahren, wenn man sich anderer bedienen will; sie schwinden dann dahin, man weiß nicht wo, und machen andern Platz. Ja, wer weiß es nicht, daß wir unsere Einbildungskraft, wie ein Buch, öffnen und schließen können? wir wenden darin die Gegenstände, wie wir ein Blatt umwenden, und springen oft von einer Sache, und von einem Ende zum andern! Das Gedächtniß bietet selbst eine Art Merktafeln dar, um die Plätze anzuzeigen, wo sich gewisse entferntere Bilder befinden; gewisse Zahlen, Ortschaften und Namen, nach denen wir mühsam forschen. Diese zahllosen Zeichen und Buchstaben, die der menschliche Geist von innen mit erstaunlicher Geschwindigkeit liest, selbst oft im Schlafe, wo alle äußern Organe unthätig sind, lassen dennoch in dem äderigen Gehirne nicht die geringste Spur zurück, wenn man solches öffnet. Man denke sich dieß feine Spiel der Seele, welche auf diesem Instrumente so viele Tasten unmerkbar berührt! Welch' ein merkwürdiges Buch ist demnach dieses Gehirn! Diese weiche Substanz, die wie ein Knäuel aus tausend verschlungenen Fäden zusammen-

gesetzt ist! Welche Hand verstand es, in diese unansehnliche, schwammartige Materie so köstliche Bilder und Zeichen, und mit einer solchen Ordnung und Kunst einzudrücken, daß wir beym Abdrucke derselben auf bemalter Leinwand, oder beschriebenem Blatte, kurz, in Gemälden, Kunstwerken und Büchern, darüber erstaunen? Welche Hand legte hiezu den ersten Grund, wenn nicht die deine, o wunderbarer Gott! —

XXXV. Von dem Ebenmaß des menschlichen Körpers und dessen Kraft.

So haben wir nun, o weisester Schöpfer aller Dinge! viele einzelne Theile an dem Bau unseres Körpers bewundern müssen; weit entfernt, nach Art der Zergliederer, in jeden Theil noch tiefer eingedrungen zu seyn; da wir nur aus dem allgemeinen, leichtfaßlichsten Anblicke der Natur deine Werke ausheben, und mit dankbaren Gefühlen unserer Betrachtung unterwerfen wollten! Nicht ist es uns hier um ein stolzes Wissen, sondern um ein demüthiges Erkennen deines Daseyns und deiner Größe zu thun, weil es dem menschlichen Geiste Bedürfniß ist, dich aufzusuchen, und süßer Trost, dich gefunden zu haben! Noch einmal sey uns vergönnt, bey der Betrachtung unseres Körperbaues in etwas zu verweilen. Der menschliche Leib könnte an und für sich allerdings größer oder kleiner seyn, als er wirklich ist; aber sein Verhältniß bleibt, im Ganzen genommen, das mittlere. Wäre er, zum Beyspiel, etwa nur einen Fuß hoch,

so würden die meisten Thiere ihm gefährlich werden, und ihn unter ihre Füße treten; wäre er groß, wie ein Glockenthurm, so würde er zu seiner Nahrung und Erhaltung zu Vieles bedürfen, und wenige Menschen von dieser Größe würden in wenigen Tagen ganze Provinzen aufzehren; es könnten ihn weder Pferde noch Wagen, noch Lastthiere gemächlich weiter bringen, die Wohnungen für ihn müßten ungeheuer seyn, der Erde Raum hätte für solche furchtbare Riesengeschlechter nur kaum Platz, und es müßte ihnen an den meisten Bequemlichkeiten mangeln! —

Nun aber sehen wir das menschliche Geschlecht überhaupt genommen, gerade nur im geeignetsten Grade von Höhe und Tiefe. Wer aber gab dem Wuchse des Menschen ein so genaues und schönes Ebenmaß? und wer traf das Verhältniß im Bau der übrigen Thiere gegen jenes des Menschen? Er, der Mensch, ist das einzig lebende Geschöpf auf Erden, das eine gerade, aufrechte Stellung erhielt; nur ihm ward vergönnt, mit erhabenem Antlitze den Himmel zu schauen; gleichsam mit dem Winke, in jenen Höhen seine bessere Bestimmung zu suchen!

Aber des Menschen Gestalt ist nicht nur edler, sondern auch, nach Verhältniß ihrer Größe, stärker selbst als die der Thiere. Man erwäge in der Nähe unserer Hausthiere manche (wie Pferde und Rinder), welch' eine schwere, bedeutende Körpermasse sie haben; und dennoch lenken und leiten sie oft Kinder! Allein, selbst mit wilden Thieren haben es die Menschen schon aufgenommen; nicht nur, wenn sie Stiere und Büffel, sondern selbst Löwen bändigten! Denn

es kommt keineswegs auf die Größe und Masse der Körper, sondern auf deren Muskelkraft an; und die Sitten mancher frühern Völker haben es in Thierkämpfen und im Ringen bewiesen, welche Muskelkraft ihnen eigen war. Die wilden Thiere sind dem Menschen vorzüglich durch ihre Zähne und Klauen furchtbar: dafür hingegen hat der Mensch Arme und Hände, und eine Muskelkraft in den Lenden, deren schnelle Beweglichkeit im Angriffe und Ausbeugen, und in der Festigkeit des Anstemmens, jene thierischen Waffen nicht selten überwog; geschweige, daß des Menschen Geist auch noch Waffen erfand, um Alles das zu ersetzen, was seiner Natur hieran mangelt.

Mittelst solcher Erfindungsgabe bereitete er spitze Pfeile, oder verschaffte sich die Schleuder, das zermalmende Beil, das Schwert und die Lanze, ja selbst den Blitz des Himmels durch seine Schußmaschinen, womit er den Vogel in der Luft, und das Thier auf dem Felde tödtet; er legt Schlingen, Netze, Gruben und Angel auch den reißendsten Thieren; er zähmet die widerspenstigsten unter ihnen, führt sie an Seilen oder Ketten, läßt sich durch Löwen und Tiger schmeicheln, besteigt Hengste und Kameele, und baut Thürme auf den Rücken der Elephanten! So gehorchen ihm, wie einem Herrn der Erde, alle lebendigen Wesen; vermöge dieser Oberherrschaft hat er schon manche Ungeheuer bezwungen, und erstaunliche Thaten gethan, die nicht von seiner Körpergröße so sehr, als von seiner Muskelkraft und Geistesüberlegenheit herrührten! Was aber der Mensch immer ist, und vermag, dazu hast du ihn gemacht,

o Herr der Natur! Du gabst ihm einen solchen Körperbau, und eine solche Geisteskraft, wodurch er sich diese Welt unterwürfig machen sollte; aber der Tod setzt all' seiner Herrschaft ein Ziel; und wenn er durch dich keine andere Welt mehr zur Thätigkeit findet, so sind alle seine Heldenthaten hienieden ein bloßer Traum gewesen! Laß uns, o Gott! unsere größere Stärke nur in dir finden! Laß unsere Seelenkräfte nur die stärksten seyn, daß wir uns selbst überwinden, und den Sieg über alles Böse erlangen! Laß unsere Lorber in deinem Reiche uns finden, unverwelklich für eine ewige Dauer! —

XXXVI. Der menschliche Geist.

Alles, was wir bisher an dem menschlichen Körper zu bewundern Ursache hatten, ist dennoch keineswegs mit dem zu vergleichen, was sein geistiges Wesen, seine Seele, und deren Denkkraft betrifft.

Schon in seiner aufrechten Stellung, wie wir hörten, liegt ein gewisser Adel, eine Majestät, die ihn vor allen Thieren auszeichnet; um wie viel mehr durch den Adel seiner Seele, der ihn höhern Wesen gleich stellt, und in dessen Beziehung eine edle Seele einst ausgerufen: „Du hast, o Gott, den Menschen nur etwas geringer, als die Engel gemacht."

In der That, wenn wir auch den Instinct des Thieres, den wir mit Recht bewundern, mit dem Geiste des Menschen in Vergleichung stellen wollen: wie unendlich weit stehen sie von einander ab! wie so ganz verschieden, nach seinem innersten Wesen, sind sie!

Wie erhaben, ja Gott ähnlich, erscheint unser Geist in Allem, was er sinnet und trachtet, falls er seiner höhern Bestimmung gemäß sinnet und trachtet, denkt und will!

Die Thiere schreiten nie weiter, als der Instinct sie führt. Sie können ihre Arbeiten nie vollkommener schaffen; ihre Geschäftigkeit können sie nie durch neue Kenntnisse vermehren. Wie Ameisen und Bienen seit Anfang der Welt vor Jahrtausenden bauten und sammelten: also bauen und sammeln sie fort noch, bis zum heutigen Tage. — Ganz anders ist es mit der Thätigkeit des Menschen und seiner Kunst. Das menschliche Geschlecht kann fortschreiten in Vervollkommnung seines Zustandes, seiner häuslichen und gesellschaftlichen Einrichtungen. Die einst in Wäldern und Höhlen, nachher in gebrechlichen Hütten lebten, erbauten zuletzt glanzvolle Palläste, angefüllt mit allen Annehmlichkeiten des Lebens. Die einst nackt und halb bedeckt umher wandelten, in Furcht und Schrecken vor wilden Thieren, gehen jetzt, wohl geschützt durch ihr Gewand gegen die Rauhigkeit der Witterung, geschirmt durch ihre künstlichen Waffen, und sind das Schrecken der Thiere, sind die Herren der Erde. Alles, was diese an Pflanzen und Früchten hervorbringt, wissen sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, zu ihrem Nutzen und Vergnügen zu gebrauchen. Ihnen ist keine Weltgegend zu fern, kein Gebirge zu hoch; sie schweben, ohne die Natur des Fisches zu haben, über Seen und Flüsse, über Weltmeere dahin; sie erheben sich, ohne mit Flügeln ausgerüstet zu seyn, in die höchsten Lüfte, wohin kaum der Adler dringt; sie wühlen tief

hinab in die dunkeln Eingeweide des Erdbodens, wohin sich kein Wurm verliert, und suchen auch dort noch die Schätze der Natur hervor, um ihre mannigfaltigen Bedürfnisse zu stillen, um die Herrlichkeit der Schöpfung genau erkennen zu lernen.

Alles dieß ist die Frucht des Geistes, dieses Hauches göttlicher Allmacht, dieses Funkens aus dem Urquell alles Lichts. Der Geist ist es, welcher dem Menschen seine ganze Erhabenheit gibt, über Alles, was im Reiche der Natur lebt. Der Geist ist es, welcher ihn nicht nur fähig macht, gleich dem Thier, einzelne Erfahrungen des Lebens zu sammeln, an einander zu reihen und zu vergleichen, sondern die gesammten Erfahrungen einer vieltausendjährigen Vorwelt zu bewahren, und in Anwendung zu bringen. Der Geist ist es, welcher, vermöge seiner wahrhaft göttlichen Kraft, tausend verschiedene Vorstellungen in einem einzigen, alle umfangenden Begriff auflöset; aus dem Gewühl zahlloser Gedanken gleichsam sich eine neue, innere Welt, voller Einheit, Ordnung und Klarheit baut; und sogar mehr weiß und kennt, als ihm die ganze sichtbare Welt und die Erfahrung von mehreren tausend Jahren sagen kann. Denn er, wie einst der Geist Gottes über den Wassern der Schöpfung, schwebt über allem Irdischen und Sinnlichen; er gehört einer höhern Welt an, aus welcher er auf das niederblickt, was dem Staube angehört; er ist dem Allerheiligsten zunächst verwandt, ist geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes. — Voll des Dankes und der Bewunderung über die unverdiente Güte Gottes, der den Menschen also hoch gestellt hat in der Natur, müssen wir mit dem

Psalmisten ausrufen: „Was ist der Mensch, daß du an ihn gedenkest? das Menschenkind, daß du dich seiner annimmst? Der Gottheit nahe hast du ihn gestellt; so sehr hast du mit Ehr' und Würde ihn gekrönt.“

XXXVII. Fortsetzung.

Je tiefer wir in das Wesen des menschlichen Geistes zu dringen suchen, desto größere Wunder erscheinen uns; und kein Weiser hat noch die Macht desselben ermessen, und die Geheimnisse dieser innersten Welt entdeckt und erforscht. Wie tief stehen die übrigen Wesen unter ihm! wie wenig halten sie eine Vergleichung aus in Allem, was sie leben und streben! Die Pflanze, gefühllos, hängt festgeschlossen mit ihren Wurzeln am Staube, aus dem sie vermöge ihrer Lebenskraft auf kurze Zeit hervorblühte. Das Thier, von dunkeln Trieben, Gefühlen und Gewohnheiten bewegt, kriecht, schwebt und fliegt im Staube, welchem es die ganze Summe seines Wohlseyns dankt; es genießt die Nahrung, und schaut nicht empor zum Baume und Halm, der ihm seine Frucht herab streut. — Des Menschen Geist aber sieht hell über alle Verknüpfungen des Lebens hin; forscht nach Ursachen und Wirkungen; bekämpft die Gewalt der Elemente, und bezwingt sie oft; widersteht dem Sturm; dämmt die Fluthen der Meere ein; bindet die Flammen des Blitzes, der aus den Wolken fährt. — Das Thier geht stumm, und für alles Andere gleichgültig, der Befriedigung seiner Bedürfnisse nach; seine Auge ist blind für die Schön-

heiten und Wunder der Natur. Der Geist des Menschen aber, entzückt durch die Pracht des Schöpfers in seinen Werken, erforscht die heilsamen Kräfte der Erden, Steine und Pflanzen; untersucht die Lebensarten und Eigenschaften der Thiere; dringt durch die endlosen Räume des Weltgebäudes; zählt und berechnet die Ordnungen der Welten, welche als Sterne über seinem Haupte strahlen, und bezeichnet ihre ungeheuren Laufbahnen.

Und doch sind alle diese wunderbaren Vorzüge des Geistes nicht die höchsten. Das größte Wunder, das wahrhaft Göttliche im menschlichen Geiste, ist seine Sehnsucht nach dem Göttlichen. Er findet in allem Reichthum der Natur nur Armuth und Blöße; er fühlt bey aller Macht und Größe seines Lebens nur Ohnmacht und Verlassenheit; — in Gott nur, in der Vereinigung mit dem Höchsten und Heiligsten, wird ihm allein Ruhe und Befriedigung. Er weiß, daß alles Streben nach dem Irdischen ihn unbefriedigt läßt, unbefriedigt lassen muß; und daß nur das Himmlische sein Wesen läutern, sein Gemüth erfüllen und beseligen könne. Nur in dem, was wahr ist, findet er seine Beruhigung, — nur in dem, was gerecht ist, seinen Genuß. Darum erhebt er sich gleichsam über sich selbst, und seine sinnlichen Triebe, und folget nur der Natur, die Gottes Stimme ist. Er hasset die Unwahrheit, die Lüge, jedes Laster, auch wenn es ihm großen Gewinn einbrächte; eingedenk der Worte des göttlichen Lehrers: „Was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, an seiner Seele aber Schaden nähme?“ Auf der andern Seite liebt er die Wahrheit, das Schöne,

Edle und Große, auch wenn er sich dadurch Nachtheil zuziehen, ja das Leben selbst einsetzen würde. Er sammelt sich einen Schatz, den keine Motten zerfressen, keine Diebe rauben können. Dieses höhere Selbst, dieses wahrhaft Göttliche in ihm, die unsterbliche Seele ist allein der Gegenstand seiner Achtung, seiner Sorge; und der Anfang und das Ende seines Strebens, und seines Hoffens: Gott und dessen heiligster Wille.

Aber wer legte in ihn diesen höhern Trieb nach dem Göttlichen? wer erhebt ihn, den Sohn dieser Erde, über das Irdische? wer reißt ihn empor zur Sehnsucht nach dem Himmlischen und Unendlichen? wer bewirkt dieses größte aller Wunder? Du, o Gott, und deine allgütige Gnade! Durch dich ist er frey, auch in Ketten; durch dich mächtig, auch in der Ohnmacht; durch dich selig, auch im Leiden, und unsterblich, auch im Tode.

XXXVIII. Schlußbetrachtung und Gebet.

O mein Gott! wenn so viele Menschen dich auf diesem — zwar irdischen, aber doch wundervollen Schauplatze, den du uns in den Werken der ganzen Natur entfaltest, nicht entdecken, so ist es wahrlich nur ihre Schuld; da du Keinem von uns zu weit entfernt bist, um dich etwa nicht finden zu können. Nein, Jeder aus uns, wenn er von seinen geistigen Kräften den rechten Gebrauch macht, kann dich gleichsam mit der Hand berühren; sey es, daß er eine Blume pflückt, und dich in ihrem Reize oder

Dufte bewundert: oder daß er dich in dem kostbaren Werthe eines Juwels anstaunt, und in einem weisen und tugendhaften Menschen umarmet! In deiner Allgegenwart athmen, leben und schweben wir! Aber die sinnlichen Neigungen, die durch Verwöhnung erstarkten Leidenschaften berauben uns der ruhigen Ueberlegung, und reißen unser Gemüth über alle Gränzen einer vernünftigen Anwendung hinweg!

Auf diese Weise erprobt sich, o Herr und mein Gott! die Wahrheit jenes Ausspruches: „Das Licht leuchtet in den Finsternissen;" es leuchtet nämlich dein ewiges Licht, dein Wort, deine Weisheit; aber die Finsternisse dieser Weltmenschen sind so dicht, daß sie solches nicht schauen, noch fassen. Du zeigst dich uns allenthalben: aber überall begegnet dein Auge zerstreuten Gemüthern, die sich der Nachlässigkeit schuldig machen, dich nicht wahrzunehmen! Die ganze Natur spricht in lauten oder stillen Tönen von dir; ja, sie wiederhallet von deiner Allmacht und Weisheit, und von deinem heiligen Namen; selbst die Weltgeschichte gibt Zeugniß von deinem Daseyn, deiner Vorsehung: aber alle diese Stimmen verhallen umsonst vor so vielen unaufmerksamen Ohren, deren Taubheit durch einen bösen, verstockten Willen nur noch mehr verstärkt wird! Du bist uns nahe von außen und innen: aber wir sind so selten versammelt, und nur zu oft von uns selbst, wie von dir, mit unsern Gedanken entfernt! —

Alles lebt von dir, du Urgrund alles Lebens! auch die Menschen, auch die gleichgültigsten, leben

durch dich; sie leben, ohne an dich zu denken; oder vielmehr, sie sind schon lebend todt, weil sie sich vom wahren Leben nicht nähren: denn, sollte das kein Tod seyn, nichts von dir zu wissen? nie an dich zu denken? Sie schlummern, wie ein Kind, in deinem väterlichen Schooße voll Wohlthaten, und merken nicht auf deine zarteste Sorgfalt; ja, sie lassen sich während dieses Schlummers durch trügerische Träume schaukeln, ohne aufzuwachen und zu bedenken, welche mächtige Hand sie trägt! Wärst du, o höchst vollkommenes Wesen! ein unfruchtbarer, ohnmächtiger, seelenloser Körper, wie etwa eine Feldblume, die dahin welkt und verdorrt; wie ein Fluß, der dahin eilet und sich verliert; wie ein baufälliges Haus, das in Trümmer zerfällt; oder wie ein Gemälde, dessen Farben veralten, und nur kurze Zeit die Einbildungskraft anziehen; oder endlich wie ein werthloses Metall, das mit seinem Glanze die Blicke täuscht: so würden sie dich gleich wahrnehmen, und dir thörichterweise die Macht zugestehen, ihnen irgend ein Vergnügen zu gewähren; obgleich in der That aus leblosen, oder unbeseelten Dingen das Vergnügen nicht kommen kann, was diese Dinge selbst nicht haben; weil Alles, was sie Gutes besitzen, aus dir entquillt! —

Allein, weil du (nach den Ausdrücken des tieffühlenden Augustinus) in dem Innersten der menschlichen Seele das Innerste bist — nämlich der Grund ihres Wesens, worein sie nie blicken mögen, so bleibst du ihnen freilich ein verborgener, nie wahrnehmbarer Gott! Dieser innerste Grund ist es eben, der von ihren Ansichten, und

bey ihrer endlosen Zerstreuung am entferntesten weilt. Die Ordnung und Schönheit, welche du über das Universum, über das Antlitz aller deiner Geschöpfe verbreitest, sind wie eine Decke, die dich ihren kranken Augen verbirgt. Ist es daher zu verwundern: daß das Licht, welches sie erleuchten sollte, sie blendet, ja erblinden macht? und daß die Strahlen der Sonne selbst sie verhindern, solche zu sehen?! —

O welch' ein vielfaches Elend drückt unsern Geist darnieder! welch' eine grauenvolle Nacht umhüllet unsern Blick, sobald wir Sclaven der Leidenschaften sind! Wie sehr verwickelt und verwirret eine entartete Natur die Kinder Adams! welch' eine ungeheure Thorheit verblendet sie, und welche traurige Verkehrtheit führt sie von dir hinweg, und ihrem Nichts entgegen! Hat denn der Mensch nur Augen empfangen, daß er bloß Schatten sehe, und ihm die Wahrheit als ein Hirngespinst erscheine? Fast sollte man das von so manchem Verblendeten glauben: denn das, was an sich ein Nichts ist, gilt ihm für Alles; und was wirklich ein wesentliches Gut, ja Alles ist, scheint ihm ein Nichts zu seyn! Was aber sehen wir denn mit gesunden, unbefangenen Augen in dem uns geöffneten großen Tempel der Natur? was anders als Gott? überall nur Gott, und abermals Gott allein, der dieß unermeßliche Ganze gebildet hat, und durch seine Vorsicht erhält! —

Wenn ich, o Herr und mein Gott! daran denke: daß alle Wesen durch dich, und in dir, dem Allumfassenden, sind; wenn ich dieses erwäge, so

erschöpft, so verschlingt dieser Abgrund von Allmacht und Güte meinen kühnsten Gedanken! Nicht weiß ich mehr, wo ich beginne oder ende, oder was ich bin! Alles, was du nicht selbst bist, verschwindet vor mir; und kaum bleibt noch etwas von meinem eigenen Ich mehr übrig! Wer dich in den Geschöpfen nicht schaut, hat nichts, hat ihren wahren Werth und Grund nicht gesehen; und wer dich in seinem Innersten nicht fühlt, gleichsam deine Süßigkeit nicht schmeckt, hat nie das Süßeste empfunden! Ein solcher Mensch lebt hienieden, wie wenn er nicht wäre; sein ganzes Leben ist ein Traum! Erhebe dich darum, o Herr; mache dich auf! Mögen die Bösen mit ihrem stolzen Unglauben vor dir wie ohnmächtiges Wachs zerschmelzen; wie Rauch verschwinden! Wehe denen, wehe der Seele, für die es keinen Gott gibt: für solche gibt es auch keine Hoffnung, keinen ewigen Trost mehr! —

Aber selig ist schon hienieden das Gemüth, so dich sucht, nach dir seufzet, nach deiner Nähe dürstet! Aber vollkommen glücklich, am Ziele aller Wünsche, ist jener Geist, der schon, nach abgestreiftem Irdischen, von dem Lichte deines Antlitzes wiederstrahlt; dem deine Vaterhand längst die Thränen der Zeitlichkeit abgetrocknet; den deine himmlische Liebe mit allen Gütern der Unvergänglichkeit erfüllte! — O, wann wird dieses geschehen? wann wird mir, und Jedem, der dich sucht, diese Wonne zu Theil, o Herr! Welch' ein Tag wird dieses seyn? ein unbewölkter, ungetrübter, endloser Tag; dessen Sonne du selbst bist, und dessen heiligste Lust mein ganzes Wesen durchströmen wird!

Schon beym Gedanken an eine solche Erwartung zittern vor Freude meine Gebeine; und mein Innerstes ruft in entzückendem Jubel aus: O Gott, o höchstes namenloses Gut! wer ist dir gleich? welche Wonne ist deinem Besitze vorzuziehen? Mein ganzes Wesen löst sich auf bey dieser Vorstellung, und in Ohnmacht verfällt das schwache Fleisch! Sey du stets und immer der Gott meines Herzens, und mein ewiger Antheil, Amen!! —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tempel der Natur zur Erkenntniß und Verehrung Gottes ein Lesebuch für Haus und Schule

München 1830

Paed.pr. 3691
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761323-9